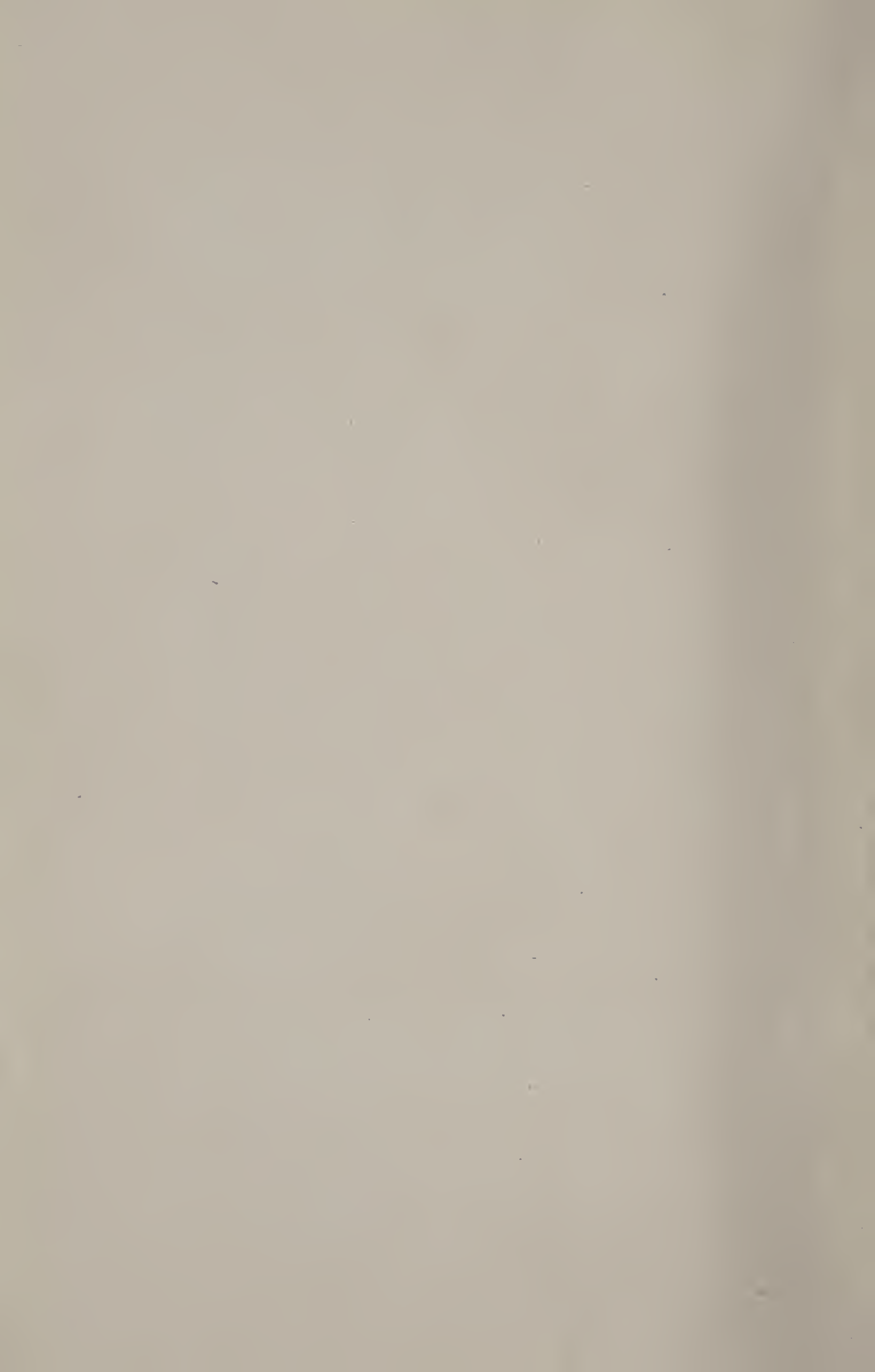


PT 3919
.Z2 A8
1923
FT MEADE
GenColl
Aus
Frühlingstagen
Erinnerungen aus dem fröhlichen
Bubenleben
Von
Hermann H. Zagel
Verfasser von "Jack Roostand," etc.


THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





Aus Frühlingstagen



Erinnerungen aus dem fröhlichen Bubenleben

von

Hermann H. Zagel,

Verfasser von

„Jack Roostand,“ „Reisebilder aus den Ver. Staaten“ und „Dies und Das und noch Etwas.“

Mit Federzeichnungen von A. Russell



PEORIA, ILLINOIS, U. S. A.

Im Selbst-Verlage des Verfassers.

1923



Printed by
THE ERIE PRINTING COMPANY
ERIE, PENNA.

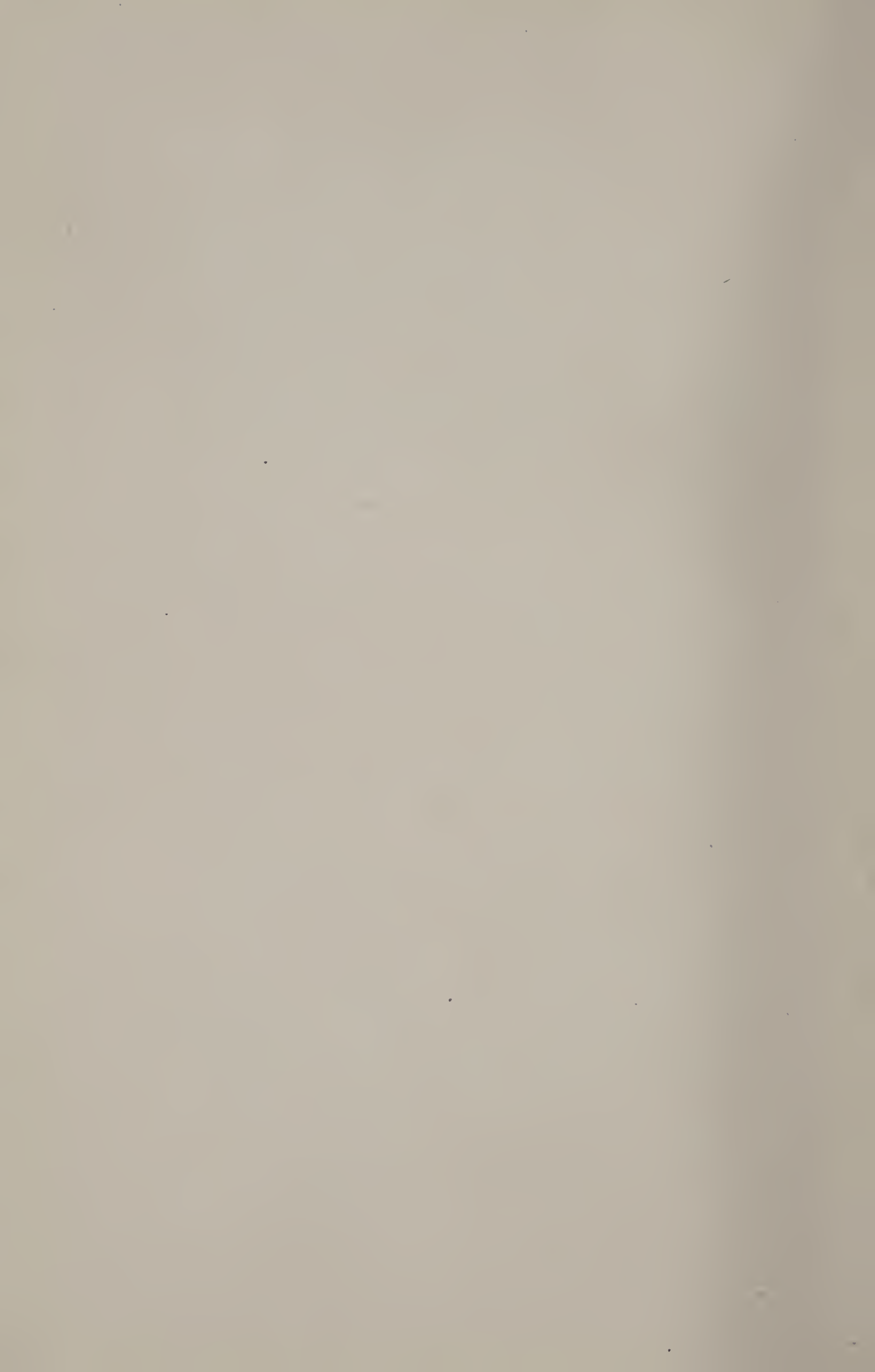
Inhalts-Verzeichnis.



Verzeichnis der Bilder.

Aus dem Bubenleben an der alten Piqua Road.

Aus dem Bubenleben auf dem Lehrer-Seminar zu Addison, Ill.



Vorwort.

Als der Verfasser endlich mit dem Schreiben der vorliegenden Plaudereien fertig war, seine müde Schreibmaschine zur wohlverdienten Ruhe auf ihren Platz hinten auf dem Tisch zurückgeschoben und darauf die vielen beschriebenen Papierbogen fein sorgfältig zusammengelegt hatte, da trat die Frage an ihn heran: „Wie soll das Kindlein heißen?“ — das neugeborne Geisteskindlein nämlich.

Das ist schon für die Eltern eines leiblichen Kindleins oft eine heikle Frage, bei deren Beantwortung es selten ohne Debatte abgeht. Es ist dabei gar so viel zu berücksichtigen. Wenn die Eltern allein darüber zu bestimmen hätten, ginge es noch an, aber da sind die Verwandten, die Freunde, die Nachbarn. Sie alle wollen in Betracht gezogen sein; jedes von ihnen weiß einen schöneren, passenderen Namen als die Eltern selbst. Das ist eine alte Geschichte, wie der gute Priester Zacharias bezeugen kann.

Da ist z. B. der Großvater väterlicherseits; der würde sich kindisch freuen, wenn das neue Büblein nach ihm genannt würde, aber der liebe Mann heißt Nicolaus Michel, und man hat sich schon oft im stillen darüber gewundert, daß er, mit solchem Namen belastet, so alt

werden und sogar auch eine Frau bekommen konnte. Nein—so gern man möchte—das geht nicht; das darf man dem unschuldigen Kinde nicht antun. — Der Großvater mütterlicherseits heißt sogar Urs! Gräßlich! — Nein! Nie! Dann lieber gleich „Grizzly“!

Ist das Kindlein ein Mädchen, dann kommen die Großmütter in Frage; und die heißen, die eine Katinka, die andre Gesche! Wie hat man es nur übers Herz bringen können, nette, hübsche Mägdlein so zu nennen! Das geht auch nicht. Man weiß im voraus, daß die Kinder, sowie bei ihnen der Schönheitssinn erwacht, sich selber prompt „umtaufen“ werden. Der Nicolaus Michel nennt sich George und setzt, weil es Mode ist, zwei Namen zu haben, ein W dahinter, obwohl er selber nicht weiß, ob er William, Walter oder gar Woodrow damit meint. Aus der Katinka wird, sowie sie in die Schule eintritt und klug wird, eine Mildred und aus der Gesche eine Beatrice. — Dann sind da ferner die Onkeln mit ihrem Klaus, Heye und Melchior, und die Tanten mit Sophronia, Abigail und Ludmilla! Sag' einer, was soll aus den Kindern werden mit solchen Namen? Nein — Rücksicht hin, Rücksicht her — man tut's einfach nicht. Selbst die reiche Erbtante Friederike käme nicht in Betracht, wenn sie eben nicht Erbtante wäre. Na, vorderhand mag die Kleine den ganzen Namen mit sich herumschleppen; umbringen wird er sie nicht. Später — wenn's 'mal so weit ist — kann sie ihn in Frieda oder Freda umwandeln, wenn sie unterdessen nichts Besseres gefunden hat.

Ist es, wie gesagt, schon keine Kleinigkeit, für ein Kindlein aus Fleisch und Bein einen passenden Namen zu finden, so ist es doppelt schwer, einen solchen für ein

Geisteskind — für ein Buch zu entdecken. Ein Menschenkindlein nimmt willenlos, was ihm die Eltern auferlegen; ein Geisteskind hingegen, besonders wenn es aus mehreren Teilen besteht, ist ein gar eigensinniges Geschöpf. Da darf man nicht fragen: „Wie soll das Kindlein heißen?" und dabei die Eltern anschauen, sondern man fragt ganz bescheiden bei dem Kinde selber an: „Dürfte ich Ew. Gnaden untertänigst ersuchen, huldvollst anzugeben, unter welchem Namen Ew. Gnaden durch die Welt zu wallen wünschen?" Und was antwortet dero Gnaden? „Studiere mich, mach' eine Analyse, ziehe die Quadrat-, meinetwegen auch die Kubikwurzel aus mir, tu mit mir, was du willst — nur finde meine Quintessenz. Diese nimm — danach will ich genannt sein. Aber, höre, schön soll der Name auch klingen!"

Das habe ich mit diesem meinem vorliegenden Kinde alles getan, und die Quintessenz — mochte ich die Prozedur noch so oft wiederholen — war und blieb: „Aus dem Bubenleben." Mein Kindlein meinte zwar, das klänge etwas unkultiviert, etwas „piqua-roadisch," gab sich jedoch schließlich damit zufrieden. Einer meiner gelehrten Freunde aber, ein Mann, der viel vom Büchermachen versteht, ja, bis an den Hals und noch darüber hinaus in Büchern steckt — als ich dem mit dem „Bubenleben" kam, da meinte er: „Ja, der Titel paßt — paßt sogar recht gut, aber ich fürchte, man möchte dahinter „Max und Moritz-Geschichten" wittern, und das wünschst du doch nicht. Such' dir einen schöneren Titel."

Da ging ich zu dem, bei dem ich oft Rat, Trost, Freude und Wonne finde, nämlich zu meinem teuren Freund, dem Dichter J. W. Theiß in California, oder — weil der

Weg nach Los Angeles doch gar zu weit war — zu seinen köstlichen Gedichten, und siehe, der gute J. W. wußte wieder Rat. Auf Seite 58 seines Buches „In der Feierstunde“ fand ich folgende herrliche Strophe:

„O Lenztag, wie eilst du so rasch vorbei!
O Leben, wie kurz ist dein Blütenmai!
Doch ist er auch flüchtig und kurz, o sag',
Was wäre das Jahr ohne Frühlingstag?“

„Kindlein,“ rief ich voll Freude, „da ist dein Name! Höre doch: „Was wäre das Jahr ohne Frühlingstag?“ So singt der Dichter. Wir Prosaiker würden sagen: „Was wäre das ganze spätere Dasein auf Erden, wenn der liebe Gott nicht die schöne Frühlingszeit des Lebens, die selige Kindheit und Jugendzeit vorhergehen ließe, an der wir zehren bis ins hohe Alter?“ Sieh', alles, was in dir geschrieben steht, von den Erlebnissen der barfüssigen Pfarrbuben im Staube der alten Piqua Road an bis zur Zähmung des allzu flüchtigen Windfuchses, ja, bis zur Fahrt hinab ins Land, wo die Zitronen blüh'n, ist jenem wonnigen Frühlingstag — der goldnen Jugendzeit — entnommen. „Aus Frühlingstagen“ soll daher dein Name, dein Titel sein.“

“That's it—you said it!” jubelte mein Kind; denn, wie der Leser bald merken wird, ist es ein echter Deutsch-Amerikaner und mischt englische Wörter und Redensarten unter sein Deutsch wie der Bäcker Rosinen in seinen Kuchenteig. Dann fragte es besorgt: „Wird man aber sofort verstehen, was du mit dem Titel sagen willst?“

„Nun,“ entgegnete ich, „dann setzen wir als Hilfs-

titel „Erinnerungen aus dem fröhlichen Bubenleben“ darunter; dann wird's gehen.“

Und so geschah's.

*   *   *

Es mag vielleicht befremden, daß ich das englische Gedicht, das dem ersten Teil des Buches zur Basis dient, nicht verdeutscht habe. Es ist dies jedoch aus zwei Gründen absichtlich unterlassen worden, erstens weil ein Gedicht in der Uebersetzung stets so sehr an innerem wie an äußerem Wert verliert, daß das Uebersetzen am besten unterbleibt, und zweitens weil die Deutschen in Amerika — und für sie ist dies Buch vornehmlich geschrieben — mit wenigen Ausnahmen die amerikanische Landessprache recht wohl lesen und verstehen. — Daß dem Verfasser jenes Gedichts die ihm gebührende Ehre, seinen Namen genannt zu sehen, nicht erwiesen wird, hat seinen Grund darin, daß er absolut nicht zu ermitteln war.

*   *   *

Im zweiten Teil des Buches habe ich versucht, ein Bild zu entwerfen von dem Leben der Addisoner Seminaristen vor vierzig Jahren — nicht von ihrem Leben als dem Studium obliegender junger Menschen; denn das ist auf allen höheren Bildungsanstalten ziemlich dasselbe, sondern von ihrem „Bubenleben“; und das unterschied sich gar sehr von dem „Bubenleben“ auf anderen Anstalten. Diese Verschiedenheit brachten sowohl Zeit und Verhältnisse, als auch namentlich der Ort mit sich. — In das

Bild habe ich einen Aufsatz mit hineingewoben, den ich zur Zeit der Verlegung der Anstalt von Addison nach River Forest (Illinois) für das vortreffliche deutschamerikanische Unterhaltungsblatt „Die Abendschule“ schrieb.

*   *   *

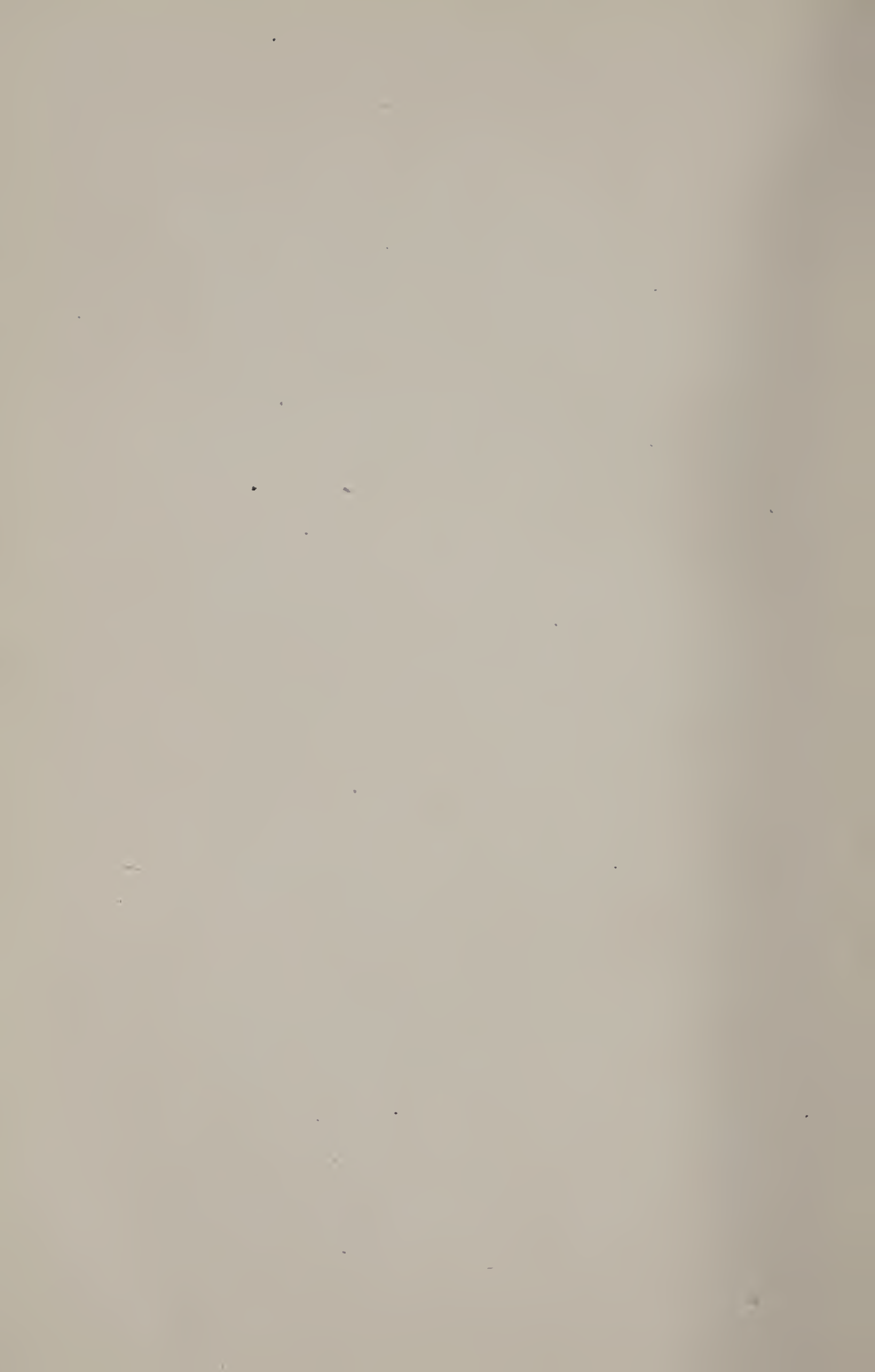
Wenn es gelungen sein sollte, mit diesen Jugenderinnerungen den Lesern eine Freude bereitet zu haben, und wenn es ferner gelungen sein sollte, in ihrem Gedächtnis holde Erinnerungen aus ihrem eigenen Leben wachzurufen, so daß sie das Buch ab und zu sinken lassen und träumend in die eigene Jugend zurückwandern, zeitweilig wieder jung werden, die Sorgen des Lebens vergessen und ausrufen: „Ja, was wäre das Jahr ohne Frühlingstag?“ dann ist dies Büchlein nicht umsonst geschrieben und es würde sich von Herzen freuen

Der Verfasser.

Peoria, Illinois, im Dezember 1922.



Das alte Pfarrhaus an der Piqua Road.



Aus dem Bubenleben an der alten Piqua Road

Schied auch die Muschel lange schon
Vom Meer, das ihre Heimat war,
In ihrer Tiefe rauscht ein Ton
Wie Meeresheimweh immerdar.

Kapitel I.



eine liebe, treue, nun schon ziemlich bejahrte Freundin, Frau Erinnerung, die mich in stillen Stunden, sei es in der Fremde oder daheim gern besucht und dann gar fein zu plaudern weiß von alten Zeiten, von alten Leuten, die längst zur ewigen Ruhe eingegangen, und von ehemals jungen Leuten, die jetzt auch längst alte Leute sind, und von alten Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen, die wir dann selbander mit den neuen, modernen Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen vergleichen und wobei letztere jedesmal gar übel wegkommen — diese gute Freundin ist vor einiger Zeit einmal wieder bei mir zu Besuch gewesen.

Ich war am Tage vorher von einer meiner vielen weiten Reisen nach Hause zurückgekehrt, hatte meine Berichte und so weiter geschrieben und abgesandt und saß

nun, wie in früheren Jahren, einmal wieder in meiner trauten, kosigen Studierstube — allein, vor mir den Schreibtisch mit der Schreibmaschine, daneben die elektrische Lampe, welche brannte; denn es war spät abends; hinter und neben mir Regale und Tischlein mit Büchern und Zeitschriften aller Art. Nur, wer da weiß, was es heißt, wochenlang in der Fremde zu weilen, Tag für Tag und oft auch bei Nacht auf Eisenbahnen, Kraftwagen, Buggies und sogar auf Motorbooten (auf dem Mississippi) die Welt zu durchfahren und die Nächte einsam in Hotels zu verbringen, nur der kann begreifen, wie wohl es tut, wieder daheim im eigenen wohldurchwärmten Studierzimmer zu sitzen.

Und heute Nacht tat es besonders wohl; denn draußen herrschte der Winter mit ganzer Macht; da warf Boreas, der Nordwind, von den "Uplands" herabsausend, Massen von Schnee — nicht Flocken, sondern spitzige Eisnadeln gegen das Haus und schrie dazu — dreistimmig; denn er hatte, um seine Sache einmal ordentlich zu machen, seine beiden Buben Kalais und Zetes mitgebracht.

Da stand plötzlich, unerwartet und unangemeldet, meine alte Freundin neben meinem Schreibtisch, wischte sich Wassertröpflein von Wimpern und Wangen, schüttelte Schneeflocken aus den grauen Löckchen, die sich über ihrer schönen Stirn kräuselten, und sagte: „O!"

Ich sagte auch: „O!", aber nicht aus demselben Grunde wie sie, sondern weil ich wahrnahm, daß sie trotz ihres Seufzens lächelte und zwar eigentümlich lächelte. Wenn sie das tut, dann hat sie sicher etwas Besonderes für mich. Das weiß ich längst.

Und so war es auch. Aus der Tasche ihres nun schon

recht fadenscheiningen Gewandes nestelte sie einen vergilbten und halbzerrissenen Zeitungsausschnitt hervor, legte denselben vor mir auf den Tisch und sagte: „Sieh', Jung', was ich dir heute mitgebracht habe. Was sagst du dazu?"

Ich begann zu lesen:

"Where did it come from, where did it go?
That was the question that puzzled us so,
As we waded the dust of the highway that flowed
By the farm, like a river—the old country road".

„O, das ist sie," jubelte ich, das ist die gute, alte Piqua Road! Aber sag', warum habe ich dies nicht in deutscher, sondern in englischer Sprache verfaßt?"

„Du törichter, alter Knabe," antwortete die Erinnerung, „das hast du überhaupt nicht verfaßt."

„Ich nicht?" rief ich. „Wer denn sonst? Dies ist doch die Piqua Road, wie sie einst leibte und lebte; und wer kennt dieselbe so und träumt von ihr so wie ich?"

Die Erinnerung lächelte.

„Muß denn diese "country road", weil man darauf im Staube waten konnte und weil sie sich wie ein Strom an den Farmen entlang zog, notwendig unsere Piqua Road gewesen sein?" fragte sie. „Beides ist bei fast allen amerikanischen Landstraßen der Fall; das solltest du zur Genüge wissen. Nein, dies Gedicht hast du nicht gemacht. Sieh', wir beide sind Piqua Roader und an der Piqua Road dichtet man nicht englisch. Vielleicht plattdeutsch, im besten Fall hochdeutsch, obwohl ich davon nichts weiß. Dort schlagen die Herzen ganz deutsch. Zudem darfst du

nicht glauben, daß du der einzige alte Knabe im großen Lande bist, der in der Fremde in Liebe seiner heimatlichen Landstraße gedenkt und in Träumen häufig zu ihr zurückkehrt. Ich finde auf meinen weiten Wanderungen gar manchen, der viel älter ist als du und der es draußen in der Welt viel weiter gebracht hat als du, und der in stillen Stunden alle seine Größe, alle sein Ansehen abschüttelt, wie etwa ein schweres Paar Stiefel, und zum fröhlichen, barfüßigen Buben wird, gerade wie du, wenn er der alten Landstraße gedenkt, an der er aufgewachsen ist und in deren tiefem Staube er einst gewatet. Solchen Landstraßen ist ein besonderer Zauber eigen, **besonders** für Buben, der einen zeitlebens nicht verläßt. Dein berühmter Landsmann, der Hoosier-Poet, James Whitcomb Riley, dessen Großvater einst auf gut Deutsch Reiland hieß, wußte auch ein Lied davon zu singen — und sang's gar schön."

"As we waded the dust." Ich las die Worte noch einmal. Wie sie mich plötzlich aus der Gegenwart zurückversetzten in die seligen Bubenjahre, in die alte Buschheimat an der Piqua Road! Mochte der Nordsturm noch so sehr mein Haus umtosen, ich hörte es nicht mehr. Ich hörte nicht mehr das Heulen in den Telephondrähten auf der Straße, nicht das kalte Kreischen der Lokomotiven drunten am Strom. Ich sah auch nicht mehr die Schreibmaschine vor mir auf dem Schreibtisch und nicht die elekrische Lampe daneben, selbst nicht mehr den Zeitungsausschnitt der Erinnerung. Vergessen war alles. Was ich anstatt dessen hörte, war das Zirpen der Grillen im hohen Unkraut an den Rainen, das Hämmern des Spechts an den toten Aesten im nahen Walde, das Jubi-

lieren der Feldlerche auf den Spitzen der Riegelfenzen und den wilden Schrei des Kildeer, des Regenpfeifers, in den Lüften. Und was ich sah, war warmer, goldner Sonnenschein und tiefblauer Himmel und grüner Urwald auf allen Seiten mit tiefem Schatten darunter und, zwischen hindurch sich windend, die alte Piqua Road mit zolltiefem Staub und, in dem Staube watend, ein Paar barfüßiger Buben, die zu ergründen suchten, woher sie kommen und wohin sie führen möchte, die alte Road.

Barfüße und ordentlicher, anständiger Staub auf der Road treten immer zur selben Zeit auf; sie gehören eng zusammen. Beschuht im Staube waten ist abscheulich, barfuß ist es Wonne — besonders früh morgens und spät abends. Erinnert sich der Leser und vielleicht auch manche freundliche Leserin, wie sanft und weich es sich barfuß im Staube watete, wie kühl und wonnesam er über den Füßen zusammenschlug? Kein Wasser bringt es so zuwege. Wir Pfarrkinder an der Piqua Road kannten nur eins, was an Wonne dem Waten im Staube gleichkam, vielleicht sogar noch übertraf, was wir jedoch nie genossen, nämlich das Umherkollern und Spielen der Engel droben in den weichen Massen der weißen Gewitterwolken, die im Sommer am Himmel dahinzogen.

Unser Waten im Staube begann schon früh am Morgen, gleich nach dem Frühstück, wenn Meyers Busch noch lange Schatten über die Wiese fallen ließ. Unser Beruf brachte das mit sich. Unsere Eltern hielten zwei Kühe, die den Winter über meistens im Stalle standen, im Frühjahr aber, ja den ganzen Sommer über, bis spät in den Herbst hinein, auf die Weide hinausgelassen wurden. Das Stücklein Pfarrland war nur klein und

die Weide, besonders in dürren Sommern, gering. Gar zu bald war sie abgeweidet und die guten Tiere schauten mit sehnsuchtsvollen Blicken über die Riegelfenzen auf die benachbarten Felder. Da machten wir es, wie es andere Leute auch machten; wir ließen das Vieh laufen, wohin es wollte. Die meisten Wälder, wie auch die fast ebenso zahlreichen "clearings", auf denen nur noch die Stumpfen ehemaliger Bäume, Gestrüpp und einige absterbende Bäume standen, waren nicht eingezäunt, boten vorzügliche Viehweide und standen jedermann offen. Das sogenannte "stock law", das das Freilaufen des Viehs verbietet, bestand damals noch nicht; an etwas Derartiges dachte noch kein Mensch.

Bei diesem Freilaufenlassen war nur nötig, daß man das Vieh einigemal in einen besonderen Busch oder in eine besondere "clearing" trieb und ihm auf solche Weise gleichsam das Kosthaus anwies. Später brauchte man es bloß auf die dorthin führende Straße oder "lane" zu treiben, so strebte es, ohne sich noch einmal umzusehen, dem Ziele selber zu. Selten verließ es den Ort, um sich selber einen neuen Weideplatz zu suchen.

Das Treiben der Pfarrkühe an der Piqua Road nun besorgten natürlich wir Pfarrbuben; es bildete eine Hauptfunktion unsers damaligen Berufs, und wir wateten dabei schon in aller Gottesfrühe im Staube nach Herzenslust.

Am späten Nachmittag, wenn sich die Schatten der Bäume vom Westen her verlängerten, sagte unsere gute Mutter: „Jungens, jetzt dürft ihr gehen und die Kühe suchen."

D ü r f t sagte sie. Das klang ganz anders als



Unser Waten im Staube begann schon früh am Morgen.

müßt. Das Wort „müssen“ schließt immer etwas Unangenehmes in sich; beim Kühesuchen aber gab es nichts Unangenehmes, wenn auch der Sucheplatz zwei Meilen und darüber entfernt lag und die Sommersonne gewaltig herniederbrannte. Wir stülpten unsere „Glocken“ über die Köpfe und fort ging’s wieder hinaus in den Sonnenschein und auf die Road. Dann war der Staub heiß — wenigstens an der Oberfläche.

Wenn’s an das Kühesuchen ging, hatten wir es meistens eilig; denn Bruder Hen wußte fast immer von einigen prachtvollen Hummelnestern irgendwo unter den Riegelfenzen am Wege oder unter den Stumpfen auf den “clearings.” Die bargen süßen Honig, den man sich erkämpfen konnte, wenn man’s verstand. Und wir verstanden’s.

Unsere Kühe lagen oder standen um diese Tageszeit schon unter einer Schar ihresgleichen, satt, zufrieden und still irgendwo im Schatten, wiederkäuten, schlugen mit den Schwänzen nach den lästigen Stechfliegen und dachten, wenn man den Falten auf ihren Stirnen nach schließen durfte, über tiefe und verborgene Dinge nach. Wir ließen sie einstweilen denken und suchten unterdessen je nach der Jahreszeit Maiäpfel, Erdbeeren, Brombeeren oder Paw-paws, führten haarsträubende Kriege mit Hummeln, bombardierten mit Steinen und Knüppeln die grauen Hornissennester, die in Melonengröße hoch an den Aesten der Bäume hingen, und rissen aus wie Hammelsleder, wenn die Hornissen dahinterkamen, wer ihre Angreifer waren, und sich zur Defensive anschickten. Gab es derartiger Amüsements wirklich einmal keine, so schürten wir zu unserer Unterhaltung die vielen Feuer, die, von



Wir bombardierten mit Steinen und Knüppeln die grauen Hornissennester.

dem Eigentümer der "clearing" angelegt, oft wochenlang an den Stumpfen zehrten und deren Rauch wie ein dünner Schleier sich bläulich um Gestrüpp und Stumpfen spann und dort ebenfalls wochenlang hing. Wenn wir endlich heimtrieben, lagen schon die Abendschatten über der Landstraße und der Staub war wieder kühl und wonnig. Wie oft blieben wir stehen, schauten die Straße hinauf und hinab und träumten: Wo kommt sie her und wohin führt sie?

„Ja, und wenn ihr heimkamet und es war darüber ungebührlich spät geworden," fragte die Erinnerung, „was gab's dann?"

„Ach, — schön war's doch, so schön wie nachher niemals wieder."

„War's auch! Recht hast du! Wenn jene alte, ferne Buschzeit nicht gewesen wäre, existierte ich längst nicht mehr," seufzte meine alte Freundin. „Doch laß uns einmal weiter lesen, Jung'." Damit schob sie mir den Zeitungsausschnitt wieder her.

Kapitel II.

Wir lasen weiter:

"We stood with our hair sticking up thro' the crown
Of our hats, as the people went up and went down,
And we wished in our hearts, as our eyes fairly glowed,
We could find where it came from—the old country
road."

„Und das soll ich nicht gedichtet haben?" rief ich.

„Wer kann es sonst gedichtet haben? Sind das da nicht wir, die unverwüstlichen Pfarrbuben von der Piqua Road—der Hen und ich, und ein paar Jahre vor uns auch der Friedel, ehe der studieren ging? Wem in der weiten Welt hätten die Haare öfter und durch mehr Löcher in den Hüten in die Höhe gestanden als uns?“

Die Erinnerung schüttelte nur leise ihr graues Haupt. „Buben sind Buben allüberall in der Welt,“ sagte sie lächelnd.

Unsere Hüte von dazumal! Du meine Güte! Sie hatten alle Löcher in der Krone, nicht selten auch an den Seiten. Der Sonntagshut war ausgenommen. Der hatte keine — wenigstens nicht, solange er neu war und noch keinen Regenguß durchgemacht hatte. Passierte ihm dies Malheur auch nur ein einziges Mal—und das blieb nie aus—dann schwand ihm Schönheit und Gestalt; denn seine Viertel-Dollar-Konstitution erlaubte ihm keine derartigen Extravaganzen. Er verlor dann den eigentümlichen, ofenschwärzeartigen Glanz, mit dem er auf die Welt gekommen war; meistens auch einen beträchtlichen Teil seiner ursprünglichen Farbe, welch letztere wir nach heftigen Regengüssen striemenweise auf unsern Gesichtern wiederfanden. Auf der anfangs flachen, brettharten Krone bildeten sich dann Protuberanzen, ähnlich den Beulen auf unserer eigenen Haut, wenn wir aus unsern Schlachten mit Hummeln und Hornissen einmal nicht ganz siegreich hervorgingen — hier eine und dort eine, die sich allmählich in einen einzigen Hügel auswuchsen und als solcher höher und höher emporstiegen. Es wurde aus dem Hute, was wir mit „Glocke“ bezeichneten, eine Kopfbedeckung, wie sie die Bajazzos oder “clowns” im Circus

tragen. Später auf dem Gymnasium fand ich in meinem Rechenbuch eine getreue Abbildung davon. Da hieß sie jedoch nicht Glocke, sondern Kegel und ich mußte aus ihrer Basis und ihrer Höhe ihren Kubikinhalt berechnen. Das war dummes Zeug. Bei uns an der Piqua Road hatte die Glocke gar keinen Kubikinhalt; da stak nichts drin als ein Bubenkopf mit dichtem Blondhaar. Auch ganz oben, in der Spitze, wo der Kopf nicht hinaufreichte, war keine Spur von Kubik, da legten wir grüne Blätter hinein, damit wir nicht den Sonnenstich bekamen, wenn wir in den glühenden Sonnenschein hinausmußten.

Uns Buben war es sehr recht, wenn der Sonntagshut „hin" war; denn dann gab es bald einmal die längst herbeigesehnte Fahrt in die Stadt, wo unser Vater beim Thieme für einen Vierteldollar ein neues „prächtiges Hütchen" kaufte, das wieder geradeso schön nach "store" roch und ebenso wunderbar graphitartig glänzte, auch genau so steif war wie vorzeiten der alte. Der alte aber sank bald darauf schnell herab zur „Alltagsglocke" und diente hinfort nicht nur zur Erhaltung unsers zarten Teints und zum Reinigen des Platzes auf der Erde, wo wir „marblespielen" wollten, sondern vornehmlich auch zu Schutz und Wehr gegen Hummeln, Hornissen und kampflustige, feindliche Schulkameraden, die samt und sonders dieselbe Sorte von Hüten trugen und damit ebenso tapfer dreinhauen konnten wie wir. O, wer vermöchte sie zu zählen, die vielen, vielen Schlachten, die zwischen der alten Blockschule und dem Bretterzaun um den Kirchhof her mit Glocken ausgekämpft wurden! Was Wunder, daß uns beim Waten im Staube und beim Philosophieren über das Woher und Wohin der alten

Landstraße das Haar aus Löchern im Hute emporstand. Lang genug dazu war unser Haar immer; dies bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Leute, die, wie die Menschen in dem paraphrasierten Gedicht, die Landstraße hinauf — und hinabzogen, fanden an unserm Aufzuge nichts Absonderliches, Ungewöhnliches, oder gar Anstößiges. Ihre eigenen Buben daheim gingen genau ebenso, wateten auch ebenso im Staube. Das verstand sich alles von selbst. Es war eben noch die gute alte Zeit, in der man das heute so heiß zurückersehnte "simple life" lebte. Soviel ich mich erinnere, habe ich mich meines „haarsträubenden" Aufzuges nur einmal geschämt. Das kam so.

Barfuß, mit über die Kniee hinaufgekrempelten Hosen, die wacker durchlöcherte Alltagsglocke auf dem Kopfe, in der Hand eine mächtige Peitsche, mit der ich zu meiner Unterhaltung in der Luft herumknallte, daß es von den Wäldern widerhallte — so watete ich wieder einmal im Staube hinter den Kühen her, die ich soeben aus irgend einer "clearing" heimtrieb, als plötzlich hinter mir, von der Stadt kommend, ein großer „Springwagen" daherrollte, alle drei Sitze dicht besetzt mit einer sonntäglich geschmückten Menschheit beiderlei Geschlechts. Das war etwas Seltenes. Was mochte das bedeuten? Ich trat zur Seite, um den Wagen vorüberrollen zu lassen, hielt die Hand schützend über die Augen, da mich die untergehende Sonne blendete, hob mein sonnverbranntes Angesicht und schaute — direkt in die lachenden Gesichter des ehrwürdigen, greisen Synodalpräses und einstigen Piqua Road Missionars Wyneken und seiner Familie, die zum Besuch ihrer einstmaligen Heimat nach Adams

County fuhren. Ich kannte ihn gut, den großen Mann mit dem langen Vollbart, hing doch ein Bild von ihm über meinem Bett daheim. Wynekens hatten keine Ahnung, wer der kleine Kuhtreiber da neben dem Wagen auf der Road war, werden sich auch nicht viel aus ihm gemacht haben, aber sie haben — wahrscheinlich über mein hinterwäldlerisches Aussehen — gelacht. Da schämte ich mich.

Von den Leuten, die regelmäßig die Straße hinauf- und hinabzogen, kannten wir viele. Zum Teil waren es Glieder unserer Gemeinde, echte deutsche Farmer, meistens plattdeutscher Abstammung und — lauter Charaktere. Diese kannten wir durch und durch, kannten alle ihre guten, aber auch ihre schlechten Eigenschaften. Wir kannten ihre Pferde schon von weitem an ihrer Farbe und Gangart; wir kannten ihre Wagen an der Farbe und Bauart, nicht selten sogar an ihrem individuellen Rappeln. Wir erkannten den Kutscher oft schon aus der Ferne daran, wie er seine Peitsche hielt. Nirgends lernt man so scharf beobachten wie auf dem Lande, wo es nicht viel zu sehen giebt.

Anderenteils waren die Passanten aus dem einige Meilen südlich von uns gelegenen Hessen Cassel, einer römisch-katholischen Niederlassung, deren Kirchenglocke bei Südwind oft süß und lieblich über alle die Wälder zu uns herüberklang. Auch von diesen Leuten kannten wir nicht wenige. Es waren brave, liebe Leute darunter; trotzdem scheuten wir Kinder uns immer ein wenig vor ihnen; denn sie waren eben andern Glaubens als wir und hatten vor ihrer Kirche ein riesiges hölzernes Kreuz stehen, vor dem sie beteten, und in der Kirche brannte das

ewige Licht. Ihre Vorfahren hatten den guten Huß verbrannt, das durfte man nicht vergessen.

Aber auch viel unbekanntes Volk zog vorüber mit Wagen von allen Arten und Farben — Volk von allen Graden der Civilisation, das nicht selten vor dem Pfarrhof anhielt und seine Pferde an unserm Brunnen tränkte. Woher es kam, wir vermochten es nicht zu ergründen. Unsere geographischen Kenntnisse reichten dazu nicht aus. Ich sprach Bruder Hen gegenüber einmal die Vermutung aus, jene schweigsamen Leute, die jeden Herbst mit drei oder vier schwerbeladenen, großmächtigen Wagen mehrere Wochen lang hintereinander vorüberfuhren und einen behäbigen Eindruck machten, dürften wohl Moabiter, vielleicht aber auch Amalekiter sein, welche Ansicht, da Hen daran nichts auszusetzen wußte, bei mir haften blieb, bis wir eines Tages dahinter kamen, daß sie auf gut Deutsch Bleeke hießen und nahe der Ohiogrenze wohnhaft seien. Nun war uns zwar die Ohiogrenze ebenso unbekannt wie das Moabiterland, aber der deutsche Name zerstörte doch die Illusion und entkleidete die Leute gänzlich der Poesie.

Gar mancher Piqua Road-Reisende fuhr abends in ganz anderer Verfassung südwärts als er am Morgen nordwärts, nämlich der Stadt zu, gefahren war. Morgens saßen Mann und Frau meistens einträchtiglich nebeneinander auf dem Sitze, abends hatte die Frau oftmals den Sitz allein, hielt die Zügel und hatte einen strengen, Unwetter verkündenden Zug um den Mund. Der Mann war nicht sichtbar. Daß er trotzdem gegenwärtig war, merkten wir an dem aus der Tiefe des Wagenkastens erschallenden schönen Gesang:

„Als ich an die (hick!) Linde kam,
(hick!) stand mein (hick!) Schatz daneben.“

Einen solchen sauberen Patron, der aber ohne Frau fuhr, habe ich einst vom Gefängnis erretten helfen, wofür ich aber nicht einmal ein Dankeschön erntete. Mit meinem alten, dicken Freund Bill Schroeder fuhr ich einst in der Stadt eben um eine Straßenecke, als auf der Hauptstraße ein einspänniges Wägelein daherjagte. Das Gefährt war ein Fuhrwerk, wie sie gewöhnlich nur bei Wettrennen gebraucht werden, gleichsam ein zartes, hölzernes Spinnengewebe, mit einem winzigen Sitz für eine einzige Person zwischen zwei hohen spindeldürren Rädern. Auf dem Ding hing, während es an uns vorüberflog, ein scheußlich Betrunkener, der auf seinem gefährlichen Sitze die unmöglichsten Turnübungen ausführte und dessen überaus langes Haar bald auf dem linken, bald auf dem rechten Rade schleifte und der bei jedesmaligem Rückwärtsfallen dem armen Pferde mit den Zügeln einen Ruck gab, daß es sich wild aufbäumte. Alle Welt blieb stehen und sah dem grauenhaften Schauspiel zu.

„Nun guck' mal grad' dort, Junge,“ sagte mein Freund, „das Menschenkind kenn' ich. Das ist der abscheuliche Saufaus von Middletown; wie der mal wieder ist! Wenn den die Polizei kriegt, dann geht er ins Loch. Das tät' ihm zwar nichts schaden, aber er hat eine gute Frau daheim, die hätte nur noch mehr Kummer davon. Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes. Der Kerl ist nun wohl nicht gerade unser Schwein, aber erbarmen wollen wir uns doch über ihn. Bist du dabei, Junge?“

Ja, ich war dabei. Wir jagten hinter ihm drein, bis wir ihn einholten. Mein Freund, der übrigens ein Riese an Gestalt und Kräften war, hob den Betrunkenen wie ein Kind auf seinen (Bills) Wagen, auf meinen bisherigen Sitz, und fuhr davon. Ich aber kletterte auf das Sitzlein des Spinnengewebes und trabte hinterdrein, hinaus auf die Piqua Road. Dort begann der Betrunkene zu toben. Auf seinem eigenen Wagen wolle er fahren, schrie er; soweit sei er noch lange nicht, daß er sich auf öffentlicher Landstraße berauben ließe. Alles Zureden half nicht. Er strampelte mit Armen und Beinen, bis Bill ihn endlich losließ und der Kerl mit einem wütenden Blick auf mich wieder auf sein Gefährt krabbelte und unter den früheren Turnübungen an uns vorbeiraste.

„Laß ihn man," sagte Bill in aller Ruhe, als ich wieder neben ihm saß, „wenn er sich jetzt den Hals bricht — und das wird er wohl — dann ist's doch nicht unsere Schuld." — —

Kapitel III.

„Jung', Jung', daß du doch das Abschweifen nicht lassen kannst!" warnte die Erinnerung. Junge nennt sie mich; sie sieht in mir eben immer noch den kleinen barfüßigen Buben von der Piqua Road und sieht nicht meinen grauen Kopf und die Brille. Sie stützte sich auf die Ecke meines Schreibtisches und fuhr fort: „Du warst dabei, die Leute aufzuzählen, die auf der Piqua Road dahinwanderten, und plauderst nun anstatt dessen von ihrem

Zustand. Sieh', der Dichter der „Old Country Road" versteht das besser als du; er bleibt bei der Sache. Damit wies sie mit ihrem zarten Finger auf die dritte Strophe und ich las:

"We remember the peddler who came with his pack
Adown the old highway and never went back;
And we wondered what things he had seen as he strode
From some fabulous place up the old country road."

Freilich, ja, der Peddler! Hausierer hätten wir sagen sollen, aber wir waren Amerikaner und sagten Peddler. Freilich, der kam auch daher, die Piqua Road herauf oder herab, wie's ihm eben paßte, und versäumte nie, im Pfarrhause einzukehren, wiewohl ihm in demselben niemals viel Reichtümer in den Schoß fielen. Er war uns Kindern eine überaus interessante Persönlichkeit, nicht allein wegen der prachtvollen Schätze, die sein waren und die er für schnödes Geld weggab, sondern vor allen Dingen, weil er aus der großen, weiten Welt kam, die uns ein Rätsel, ein so ganz unlösbares Rätsel war. Was mochte der Mann auf seinen unendlichen Wanderungen durch Gebirge und Täler, auf unwirtlichen Landstraßen durch wilde Urwälder und blumige Auen, an Strömen und Seen entlang gesehen und erlebt haben! Er prahlte nie damit, erwähnte seine Abenteuer nicht einmal. Müde, sehr müde sah er meistens aus. Das war ja auch nicht anders zu erwarten. Wer von Petersburg oder Damaskus, von Zanesville oder Nürnberg kam, durfte müde aussehen. Und dann gar der Pack, das enorme Bündel — du liebe Zeit! Bruder Hen und ich hätten den Pack



Da war er einmal wieder, der Peddler.

nicht zum Blockhaus des alten Passow hinauftragen können, wenn wir beide angefaßt hätten.

Wir Kinder waren beim Höhlengraben im Sandhaufen oder spielten „Haus" unter dem mächtigen Wachholderbusch. Unser Penny, das Pfarrhündlein, lag im Schatten des Brunnengehäuses, schlief und schnappte zur Abwechslung nach Stechfliegen. Da knarrte plötzlich das Pförtchen im Zaun am Fuße des Kirchsteigs. Das Hündchen fuhr aus seinem Schlafe auf und stürzte mit wütendem Gebell dem Pförtchen zu und wir krochen unter dem Busch hervor wie Küken unter der Henne heraus, zu sehen, was es gäbe. Sieh', da war er einmal wieder, der Peddler.

Mit seinem mächtigen, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Pack, der das meistens hagere, schmächtige Männlein schier zu Boden drückte, zwängte er sich durch die Pforte, während er mit Schmeichelworten einen Waffenstillstand mit dem Hunde anzubahnen suchte, was er mit dem Ziegenhainer, den er in der Hand hatte, viel schneller hätte zuwege bringen können, aus Geschäftsrücksichten jedoch nie versuchte. Ein vielstimmiges "Here, Penny! Here, Penny!" aus der Gegend des Wachholderbusches brachte bald das Hündlein vom Kriegspfade ab und auf friedlichere Gedanken, und der Peddler keuchte auf das Haus zu, gefolgt von uns Kindern. Mit einem geschickten Ruck entledigte er sich auf der Veranda (im Winter, wenn ihn unsere Mutter hereinließ, wohl auch in der großen Stube) seiner Last, wischte sich mit einem großen, roten Taschentuch den Schweiß vom Gesicht, blickte mit seinen schwarzen, morgenländischen Augen die Mutter an und bat: „Ach, Frau, kaufe Se m'r was ab!" Dabei begann

er die breiten Riemen zu lösen, die seine Schätze umschlossen.

Unsere Mutter wehrte mehr oder weniger heftig ab; denn sie kannte längst die Peddlerwaren. Der Peddler aber kehrte sich sehr wenig daran; denn er wiederum kannte längst die Frauen. Auch hatte er an uns Kindern sechs oder sieben starke Bundesgenossen, die mit großen Augen neugierig im Kreise um den Pack herstanden, denen das Lösen der Riemen viel zu langsam ging, und die bei Mütterleins Abwehr einstimmig „O! O, Mama, bitte!“ zu flehen anhuben. Und unser herzensgutes Mütterlein, das nur zu gut wußte, wie wenig wir in unsern Wäldern zu sehen bekamen, machte ein immer weniger strenges Gesicht.

Das merkte niemand besser als der Peddler. „Frau, kaufe Se m'r was ab!“ bat er von neuem. „Ich hab' schaine Ware — faine Ware — billige Ware! Brauche Se kain Umschlagtüchelche, kain Tischtüchelche, kaine Handtüchelche? Nain — immer nain? Vielleicht Knöpfche, Hake un' Schleifche, große Kämm' — klaine Kämm' — Zwern — —“

„Zwirn? Das wäre möglich.“

Zwirn brauchte unsere Mutter viel; denn sie mußte viel flicken — die Fenzriegel, die Clap-boards auf den Dächern und die riesigen Baumleichen, die in den Wäldern lagen, waren schuld daran.

„Was für Zwirn haben Sie denn?“

Das war sozusagen der Sesam. Die schwarze Hülle fiel auseinander und alle Herrlichkeiten der großen Städte, alles, was die Welt an Schönem, Prachtvollem, Wertvollem und Wundervollem je hervorgebracht, alle

Kostbarkeiten europäischer Jahrmärkte, alle Raritäten der indischen Bazars und des Märchenbuches — alles, alles barg der Pack des Peddlers — alles lag ausgebreitet vor unsern staunenden Blicken. Und sonderbar — fast war's empörend — unsere Mutter machte bei all der unbeschreiblichen Herrlichkeit ein verächtliches Gesicht. War das nur möglich? Wer konnte das begreifen?! Sie hob ein Brieflein Nähnadeln, einige Spulen Zwirn, vielleicht auch einen Kamm, eine Karte mit Knöpfen aus all den schönen Sachen und legte sie auf den Tisch — nach unsern Begriffen lauter wertlose, nichtssagende, alltägliche Dinge, dererwegen man keinen Hund vor die Tür, geschweige denn einen Peddler auf die Landstraße hinausschickte. Sah sie, die Mutter, denn gar nicht die wunderschönen Perlenschnüre, die goldenen Uhrkettchen, die Puppen, die Mundharmonikas, die der Peddler so ganz nebenbei aus ihren Schachteln nahm und — immer so nebenbei — oben auf alles andere legte — die feinen goldnen Uhren, bei denen man zwar keinen Schlüssel brauchte, weil sie doch nicht gingen, die aber trotzdem so brauchbar waren? Nein, sie sah sie offenbar nicht; denn sie kaufte derselbigen keine. Das war schon gar ein Elend!

Wenn unser Mütterlein endlich dachte, wir könnten unsere Augen genugsam geweidet haben, zahlte sie ihre geringen Einkäufe und ging an ihre Arbeit. Hartherzig? Keine Spur davon. Mutter hatte kein Geld wegzuwerfen, die Zeiten waren dazumal schlecht, die Waren des Peddlers noch viel schlechter und abscheulich teuer.

Der Peddler umhüllte zu unserm Leidwesen seine Schätze wieder mit der schwarzen Wachsdecke, warf mit

einem geschickten Schwung den Pack auf seinen Rücken und wanderte davon, hinaus in den Staub der heißen Landstraße. Wir kleines Volk standen noch eine Weile und sahen ihm nach, wie er mühselig und sehr gebückt dahinschritt, mit seinen unsicheren Füßen kleine Staubwolken aufwirbelte und endlich hinter der Waldecke verschwand. Aus sagenhaften Regionen war er gekommen, sagenumwobenen Regionen wanderte er zu — "and never came back" — und kehrte nicht wieder.

O, wie lange, lange ist das her!

Kapitel IV.

Ein heftiger Windstoß, der scheinbar eine ganze Wolke feinen, hartgefrornen Schnees gegen das Fenster warf, weckte mich aus meinen Träumen und ich las weiter:

"We remember the stage driver's look of delight,
And the crack of his whip as he whirled into sight,
And we thought we could read in each glance he bestowed
A tale of strange life up the old country road."

Die "stage!" — Ich mußte unwillkürlich lächeln. Auch die alte Erinnerung lächelte.

„Ich weiß, woran du denkst," sagte sie.

„Nun?" fragte ich.

„An das dicke Malchen."

Da lachten wir beide laut; denn sie hatte es getroffen.

Eines Tages saßen wir Piqua Roader Pfarrkinder einträchtiglich irgendwo zusammen und plauderten. Dabei kamen wir mit der Zeit auch auf unsere Wünsche. Wie alle Menschen, hatten auch wir jedes seinen besonderen. Bruder Hen, der sehr materialistisch angelegt war und dessen Sinnen und Trachten nach Ansicht der ganzen Familie von früh bis spät auf's Essen gerichtet war, wünschte sich natürlich etwas Gutes für den Magen; wenn ich mich recht entsinne, drei oder vier kalte Wassermelonen. Ich wünschte mir eine neue Ziehharmonika, wie Nachbars Heinrich eine hatte. Auf dieser stand mit silbernen Buchstaben zu lesen: „Es Dur." Das Instrument klang ganz anders, viel weicher als das meine, auf dem mit gewöhnlichen schwarzen Buchstaben „F Dur" stand. Ich hatte F Dur so satt! Dazu kam, daß ich auf meiner Harmonika nicht genug Tasten hatte und nie „Ihr Kinderlein kommet" ganz zu Ende spielen konnte. Es ging immer so: „und seht, was in dieser hochheiligen fffff der Vater im ffffmel für Freude uns macht." Daraus ist zu ersehen, daß mein Wunsch—sintemal er Musik betraf—keineswegs unbescheiden war.

Der Gustel, unser jüngster Bruder, der von Seide als von etwas über die Maßen Köstlichem gehört haben mochte, wünschte sich eine seidene Hose, wofür der kleine Mensch—und er war noch erschrecklich klein—mit einem solchen Hohngelächter überschüttet wurde, daß er sofort aufstand und mit Wehgeheul die Versammlung der Boshaftigen verließ.

Was sich die übrigen Geschwister wünschten, weiß ich heute nicht mehr. Das dicke Malchen aber, als sie ge-

fragt wurde, kam mit geradezu verblüffender Unverfrorenheit heraus: „Mein Wunsch ist, ein Stadtkind zu sein.“ Eine kleine Weile saßen wir anderen wie erstarrt. So etwas! Das war ja empörend! Tief, tief drunten im Herzen hegte ja freilich ein jeder von uns ganz denselben Wunsch, und hegte ihn inbrünstiglich, aber wie konnte nur ein Mensch so bodenlos unverschämt sein, mit dem Begehren nach dem Besten, das die Erde bot, frech vor die Oeffentlichkeit zu treten? Das war, ohne allen Zweifel, was der Katechismus die böse Lust nennt und streng verbietet. Wir suchten, Malchen die Sündlichkeit eines solchen Begehrens klar zu machen, und ermahnten sie zur Umkehr, aber vergebens. Sie beharrte in ihrer Bosheit und behauptete, sie könne es nicht helfen, sie habe einmal den Wunsch. Er sei in ihr ohne ihr Zutun gewachsen, sei auch ihr einziger und sie bliebe dabei. Da wandten wir uns ab mit Grausen.

Die Erinnerung lachte, daß sie sich mit dem Aermel ihres dünnen Kleides die Tränen aus den guten alten Augen wischen mußte.

„Das ist ja alles wahr,“ sagte sie, „aber wie hängt das mit der stage in unserm Gedicht zusammen? Ich weiß es freilich, aber ich vermute, du wirst von all diesem deinen Lesern vorplaudern wollen, und wie sollen die den Zusammenhang zwischen Malchens Wunsch und der stage herausfinden?“

Nicht lange nach der oben beschriebenen Versammlung wurden Hen und ich auf ein Stück Kartoffelland, das an der Road lag, geschickt, um die bereits ziemlich hohen Sträucher anzuhacken. Es war noch früh am

Morgen; die Sträucher troffen noch von Tau, der uns, die wir natürlich barfuß waren, an den nackten Waden herabrieselte. Der Boden zwischen den Reihen war feucht und kühl. Um die Grabsteine auf dem nahen Kirchhof und zwischen den Bäumen in des Nachbars Obstgarten spannen die Morgennebel und schwälten durch die Riegelfenzen. Die ganze übrige Welt war in Weiß gehüllt und nicht sichtbar. Da erscholl plötzlich weit drunten auf der Road lautes Peitschenknallen, so laut, wie wir es kaum je vernommen hatten, dazu auch Trappeln einer Anzahl offenbar galoppierender Pferde. Wir warfen unsere Hacken von uns, stürzten an die Road und erkletterten die Fenz; denn da nahte sicher etwas Außerordentliches.

Das Getrappel kam rasch näher, und ehe wir uns dessen versahen, sauste beim Kirchhof aus dem Nebel eine leibhaftige, funkelnagelneue, dazu gelbglänzende Stage-kutsche hervor, bespannt mit vier schnaubenden schönen Rossen, auf dem hohen Bock, mit kühn geschwungenem Schnurrbart, ein keck aussehender Kutscher, der in der Linken stolz die vier Zügel, in der Rechten eine mächtige Peitsche hielt. Eine Erscheinung aus einer andern Welt — ganz wie im Märchenbuch. Und Wunder über Wunder, vor unserm Tor brachte der stolze Kutscher das Viergespann zum Stehen und tränkte seine Tiere an unserm Brunnen, während wir Buben auf der Fenz saßen und sprachlos die Erscheinung gleichsam verschlangen und die Passagiere beneideten, die in solcher königlichen Pracht das Land durchfliegen konnten.

Am Brunnen aber stand, die kleinen dicken Händchen über den Magen gefaltet, mit großen, verwunder-

ten Augen und offenem Mund das dicke Malchen. Freilich sah auch sie mit Staunen die Dinge, die sich da abspielten. Auf ihrem hübschen Gesicht aber lag mehr. Da lag, wie Sonnenschein, eine große Hoffnung und ein Ausdruck, der da sagte: „Seht ihr, jetzt geht mein Wunsch doch in Erfüllung!“ Ihr Seelchen sah nämlich weit mehr als eine gelbe Kutsche, vier schöne Pferde, glänzendes Geschirr und geputzte Passagiere — es sah das Morgenrot einer neuen, einer glorreichen Zeit, einer Zeit, in der sie nicht mehr das unbedeutende Pfarrtöchterlein vom Lande zu sein brauchte. Das Erscheinen der Stagekutsche war bloß der Anfang der neuen Stadt, die sich jetzt unfraglich um den Buschpfarrhof aufbauen mußte. Denn nun, da wir die stage hatten, konnte es gar nicht ausbleiben, daß auch viele Menschen kamen und Häuser und „Schtore“ und Straßen mit gepflasterten Seitenwegen und darauf lustwandelnden geputzten Damen mit roten und grünen Sonnenschirmen und langen Schleppen — ja, und Fabriken und Eisenbahnen mit städtisch riechendem Kohlenrauch. O, es mußte alles kommen! Die Piqua Road war dann nicht mehr die country road, sondern vielleicht gar die „Schtorestraße.“ Sie selbst aber, das dicke Malchen, sah im Geist ihren Wunsch, den verpönten, erfüllt. Sie war ein Stadtkind!

Liebes dickes Schwesterlein! Eine Stadtfrau bist du wohl geworden und deine eigenen Kinder haben nie zu wünschen brauchen, Stadtkinder zu werden; denn sie kamen als solche zur Welt, du aber bist nie ein Stadtkind geworden, und daran ist die Stagekutsche schuld gewesen, die in unverantwortlicher Weise ihren Erden=

lauf (wenigstens ihren Piqua Road-Lauf) beschloß, lange ehe der erste Stein zur Entstehung deiner neuen Stadt gelegt werden konnte. Zwei Wochen vielleicht hat sie ihre Fahrten gemacht, dann kam sie nicht mehr. Woher sie gekommen war, und was ihr eigentlicher Zweck gewesen sein mag, habe ich nie erfahren.* — — — —

Die Tür meiner Studierstube ging auf. Eins meiner Kinder streckte seinen Kopf herein und sagte: „Mama läßt fragen, ob du hier oben totgefroren seiest; sie höre und sähe nichts mehr von dir. Ich soll dir sagen, an uns drunten im Wohnzimmer wüchsen schon die Eiszapfen."

Ich hatte bei meinem Träumen nicht wahrgenommen, daß sich das Zimmer mittlerweile sehr abgekühlt und daß meine Freundin, die Erinnerung, sich vor das Wärmeregister in der Wand gestellt hatte. Es war eine greuliche Winternacht. Der Nordsturm schien die Wärme durch alle Ritzen zum Hause hinaus und die Kohlen aus dem furnace durch den Schornstein hinaus ins Freie zu reißen.

Ich stieg hinab, sah nach meinen Lieben und fand zu meiner Befriedigung, daß sie samt und sonders noch ziemlich unbeeist waren, und daß die Eiszapfen erst die Fensterrahmen von Außen erobert hatten, fütterte darauf den guten Freund im Keller mit Kohlen und begab mich wieder auf mein Zimmer.

---

*Was die stage damals nicht zuwege brachte, hat die elektrische Eisenbahn—allerdings viele, viele Jahre später—zuwege gebracht. Bei dem Piqua Roader Pfarrhof soll jetzt wirklich ein Städtlein entsianden sein, das den Namen Gardendale führt. „Malchen's Vision" wäre ein besserer Name gewesen.

Kapitel V.

Das Arbeiten sollte jetzt anheben. Mir schien, als habe ich vollauf genug Zeit verträumt; das durfte nicht länger sein. Ich zog die Schreibmaschine zu mir heran. Dadurch verschob sich der Zeitungsausschnitt und flatterte zu Boden. Ich hob ihn auf und mein Blick fiel auf die nächste Strophe. Ich wollte nicht lesen, aber ich las eben doch:

"The movers came by like a ship in full sail,
With a rudder behind in the shape of a pail—
With a rollicking crew and a cow that was towed
With a rope on her horns, down the old country
road."

Da war es aus mit dem Arbeiten. Die Schreibmaschine wanderte zurück an ihren vorigen Ort. Die Erinnerung aber vor dem Register kicherte leise.

„Ich wußte es," sagte sie. „Ja, deck' sie wieder zu, die Maschine; denn heute abend bist du mein. Ich habe nicht immer Zeit, zu dir zu kommen; heute bin ich einmal da, und da bleibe ich vorderhand. Ist das da in der Strophe nicht ein schönes Bild aus jener alten Zeit?"

Hätte die Erinnerung nicht so fest das Gegenteil behauptet, ich wäre dabei geblieben, das Gedicht selbst verfaßt zu haben, so genau stimmte es mit dem, was ich selbst gesehen und erlebt hatte. Die "movers", die vollen Segel, der Eimer als Steuerruder, die arme, be-

dauernswerte Kuh hinten am Strick — alles genau wie bei uns daheim an der Piqua Road.

Das war ein großes Wandern dazumal! Heute ist es damit nicht nur auf unserer Road, sondern auf sämtlichen Landstraßen des Landes vorbei. Die Kulturverhältnisse haben sich seitdem gar so sehr verändert. Wer aber um fünfzig, sechzig und mehr Jahre zurückschauen kann, der wird sich jenes Wanderns recht wohl erinnern. Ich sehe sie noch heraufziehen, die "movers", oder, wie wir auf Deutsch hätten sagen sollen: die Auswanderer — das große Heer der Unzufriedenen, denen die heimatliche Scholle in Pennsylvania, Ohio u. s. w. zu klein, zu armselig vorkam, die in vielen Fällen durch Raubbau ihre angestammten vierzig oder achzig acres Land so zugerichtet hatten, daß dieselben ihnen des Leibes Nahrung und Notdurft nicht mehr boten, Leute, die ihrem Nachwuchs mehr zu vererben wünschten, als ihnen ihre Eltern hinterlassen hatten — auf alle Fälle Leute, die mit den Verhältnissen in der alten Heimat nicht mehr zufrieden waren, die von den unermeßlichen, jungfräulichen Ländereien in Illinois, Iowa, Minnesota oder Nebraska gehört hatten und nun unterwegs waren nach dem erträumten Dorado. Ihrer viele zogen auch in die Goldfelder Colorados oder Californias.

Vom Süden kamen sie herauf zu uns, nie vom Norden herab. Droben am Ende von „Langes Busch" tauchten sie fast täglich über den Rand des Hügels empor "like a ship in full sail" — wie ein Schiff unter vollen Segeln — mitunter ein einzelner Wagen, meistens jedoch drei, vier, fünf hintereinander her — eine ganze Flotte. Das waren große, schwere, mit großmächtigen



Nach dem Eimer warf die bedauernswerte Kuh gar sehnsüchtige Blicke und hustete dazu.

weißen Planen überspannte Wagen, in denen der Auswanderer nicht nur seine Familie, sondern auch sein ganzes bewegliches Eigentum mit sich führte. Ein schwarzes Ofenrohr, das entweder oben durch die Plane emporragte, oder aus der hinteren Planeöffnung herausstak, gab Zeugnis davon, daß die Wagen neben Schlafgelegenheiten auch eine Küche bargen. An der hinteren Achse unter den Wagen bammelte fast in jedem Falle ein Eimer; dort war er nicht im Wege und man brauchte ihn unterwegs oft. Daß er das Steuerruder des Wagens gewesen sei, ist eine ganz nette poetische Auffassung, wir Pfarrbuben wußten jedoch genau, daß er zu viel prosaischeren Zwecken vorhanden war. Nach ihm warf die arme Kuh, die, an ein längeres Seil gebunden, dem Wagen nachtrabte und den fürchterlichen Staub, den Wagen und Pferde verursachten, in Demut und Ergebung verschluckte, gar sehnsüchtige Blicke und nieste und hustete dazu und schwankte mit dem Kopf wie der Eisbär bei Hagenbeck und schluckte und schluchzte und weinte bittre Tränen in den Staub und seufzte tief und wünschte sich ein friedliches Ende—wenn möglich, auf einem grünen Plätzchen drunten im Schatten an der creek.

Die Planen, die auf große hölzerne Bogen über den Wagen gespannt waren, bauschten sich meistens ziemlich weit an beiden Seiten über das Wagenbett hinaus, so daß ich später in der Quarta beim Anblick des großen griechischen Buchstabens Omega immer an die Mover-Wagen denken mußte und vor lauter Nachdenken den Circumflex auf die Ante-penultima pflanzte, wo er nach Ansicht der Griechen nie und nimmer hingehörte,

und dann vom Katheder aus die Versicherung zu hören bekam, daß aus mir niemals etwas anderes werden könne als ein Wollsack, sintemal ich an der Erfindung des Schießpulvers vollständig unschuldig sei.

"Prairie schooners" hießen die Wagen im Volk, weil sie, aus der Ferne gesehen, wirklich Schiffen nicht unähnlich waren. Bespannt waren sie meistens mit zwei oder vier Pferden, nicht selten auch mit Ochsen. Mochten es aber nun Pferde oder Ochsen sein, müde sahen sie immer aus. Durstig auch; denn ehe sie endlich beim Pfarrhof an der Piqua Road anlangten, hatten sie schon einen weiten Weg hinter sich. Da war auch von einer "rollicking crew", einer fröhlich scherzenden Bemannung wenig mehr die Rede. Müde, gelangweilt, zum Teil auch verdrossen sahen die Frauen und Mädchen aus, die unter den Planen hervorschauten und fast nie sauber gewaschen und gekämmt waren. Die beneideten wir nicht.

Müde und rechtschaffen abgespannt schauten auch die fast immer langen, dürren und unrasierten Männer aus, die mit der langen Peitsche neben den Wagen herliefen. Ausnahmslos trugen sie Stiefel und hatten die Hosen in die Stiefelschäfte gestopft. Sie waren von der Sonne so braun gebrannt wie ein geräucherter Schinken trotz der breiten Ränder ihrer großen Hüte. Singen haben wir sie nie hören, wohl aber entsetzlich fluchen. Die beneideten wir auch nicht.

Aber die Buben! Die unvermeidlichen, die schrecklichen, die famosen Buben! Sie trottelten auch gen Westen, und mag mancher derselben dort ein großer Mann geworden sein. Sie machten, wie Hunde, den

Weg doppelt und dreifach. Bald waren sie voraus, bald neben oder in den Wagen, dann wieder eine Viertelmeile hinterdrein. Sonnverbrannt waren sie so schlimm wie die Väter, schmutzig auch, schmutzig wie Ferkel; aber müde? — abgespannt? — mißmutig? — Bewahre! Die Lebenslust sprühte ihnen aus den Augen. Soweit sie in Betracht kamen, hätte die Fahrt ins gelobte Land, wie beim Volk Israel, vierzig Jahre und noch länger andauern dürfen; wäre ihnen ganz recht gewesen. Wer hätte ihnen dies auch verargen wollen? Sie hatten nach unserer Ansicht alle Ursache, überaus glücklich zu sein. Kein endloses Waschen und Kämmen, keine Schule mit trostlosen Bänken und unlösbaren Rechenexempeln, keine zu hackenden Kartoffel- und Kornfelder, kein Heu zu machen; alle Tage dagegen auf Reisen durch unbekannte Länder, schlafen unter Bäumen in den Wäldern am Wege, oder bei Regenwetter unter den Wagenplanen, auf denen der Regen süße Schlummermelodieen trommelte, günstig gelegene Obstgärten überall — überall auch Kinder auf den Fenzen, die einen anstaunten und beneideten, und denen man Fratzen zuschneiden konnte — überall auch bissige Hunde, denen man heiße Schlachten lieferte (in ziemlicher persönlicher Sicherheit, weil der Vater mit der langen Peitsche in der Nähe war) — welch ein ideales Bubenleben! Ja, die Buben beneideten wir von Herzensgrund und hofften sehnlichst, unser Vater möchte auch endlich auf den herrlichen Gedanken kommen, sein Glück in Iowa oder gar in California zu suchen und den Prairieschooner auszurüsten. Unbegreiflicherweise aber schien er an der Piqua Road und in seinem Amt recht zufrieden zu sein, lehrte und predigte

weiter, unbekümmert um die Wünsche seiner viel klügeren Nachkommen. Wie selten gehen doch die Väter auf die sehnlichsten Wünsche ihrer Kinder ein! Sonderbar! — — —

Jetzt glaube ich nicht mehr, daß ich selber unser Old-Country-Road-Gedicht verfaßt habe. Wie der freundliche Leser aus meinem Kommentar zur fünften Strophe ersieht, habe ich da schon erwähnen müssen, daß wenn die Wagen der Auswanderer am Pfarrhof vorüberzogen, oder an unserm Brunnen rasteten, ihre Bemannung keineswegs mehr eine "rollicking crew" war. Wäre ich selber der Dichter gewesen, so würde ich sicher geschrieben haben:

"With a crew as dejected as the cow that was towed" u. s. w.

Das „Moven" per Prairieschooner auf den damaligen Landstraßen war durchaus kein langausgedehntes Picknick — ausgenommen für die Buben — sondern weit mehr eine böse Mühsal, die oft noch dadurch verschlimmert wurde, daß Mann und Frau hinsichtlich des „Movens" keineswegs eines Sinnes waren.

Kapitel VI.

Die sechste Strophe hätte ich vollends gar nicht so schreiben können, wie sie im Gedicht steht. Sie lautet so:

"And the Gypsies—how well we remember the week
They camped by the old covered bridge on the creek—

How the neighbors quit work and the crops were unhoed
Till the wagons drove off down the old country road."

Gypsies — Zigeuner — zogen freilich auch und zwar nicht selten am Pfarrhause vorüber, aber sie lagerten nicht bei der überdachten Brücke an der creek, sondern in Langes oder Onkel Früchtenichts Busch. Wir hatten keine creek (Bach) in unmittelbarer Nähe, und eine überdachte Brücke gab es, soweit ich mich erinnere, an der ganzen Piqua Road nicht. Auch ist mir nicht ein einziger Fall erinnerlich davon, daß die Zigeuner eine ganze Woche lang sich an einem und demselben Ort aufgehalten hätten. Noch viel unwahrscheinlicher ist, daß die Nachbarn die Arbeit einstellten und daß das Korn unangehackt blieb, bis es dem Wandergesindel einfiel, sich wieder auf die Strümpfe zu machen.

In einer vorwiegend angloamerikanischen Gegend mag etwas Derartiges vorgekommen sein; denn dort hat sich kaum je ein Mensch an Arbeit übernommen. Aehnlich dem Juden, „macht" der Angloamerikaner lieber sein Geld auf andere, leichtere Weise. Wenn die Zigeuner genügend Pferde bei sich hatten, so daß sie, als schlaue Pferdehändler, die in solchen Sachen ebenso schlauen Angloamerikaner im Tauschhandel von Tag zu Tag hinhalten mußten, bis endlich das Geschäft zustande kam, oder wenn das amerikanische Weibervolk sich nächtlicherweile fleißig wahrsagen und Tränklein mischen ließ, dann kann's sein, daß das braune Volk eine Woche lang im Lager und das Korn so lange unbearbeitet blieb.

Bei den guten plattdeutschen Farmern an der Piqua



Ein Zigeunerlager im dunklen Urwald.

Road aber war so etwas rein undenkbar. Diesen wäre es im Traum nicht eingefallen, ihre Arbeit der „Tschigeiner“ wegen auch nur eine Stunde lang ruhen zu lassen. Sie kümmerten sich blutwenig um sie. Im besten Fall luden sie ihre Gewehre und ließen während der Nacht die Kettenhunde frei laufen.

Ich habe nie gehört, daß einer unserer Farmer einem Zigeuner je eine Bitte abgeschlagen, oder ihm seinen Wald als Lagerplatz verweigert hätte. Auch ist nie vorgekommen, daß man das Volk aus der Gegend vertrieben oder ihm den Aufenthalt verleidet hätte, wiewohl vielfach behauptet wurde, daß während seiner Anwesenheit die Zahl der jungen Schweine und auch der Hühner auf den benachbarten Farmen abnähme und die Hühner nicht mehr so fleißig legen wollten.

Wir Pfarrkinder, wie alle übrigen Kinder in der Nachbarschaft, fürchteten uns greulich vor dem rätselhaften Volk, das, wie wir hörten, seit Jahrhunderten die ganze Welt durchzöge—heimatlos, ruhelos, von niemand geliebt, von allen gefürchtet—immer verdächtig des Diebstahls, der Brandstiftung, des Betrugs, der Zauberei und — was uns Kindern das Greulichste war — des Kinderraubes und Kinderverzehrens. Was letzteres betraf, so war zwar, soviel uns bekannt war, noch kein Piqua Roader Kind abhanden gekommen und gefressen worden, aber das war kein Beweis, daß dies nicht doch einmal geschehen könne. Um Bruder Hen und um mich selber war mir nicht sonderlich bange, wir konnten uns ziemlich auf unsere flinken Beine verlassen. Auch das dicke Malchen hatte Aussicht auf Entkommen; denn es konnte laufen trotz einem Buben. Aber Hannchen, unser jüngstes Schwe-

sterlein, das immer das Beste und Frömmste unter uns war, das längst nicht so „gräßlich rasen“ konnte wie wir — das arme, gute Kind mußte den Zigeunern, wenn es wirklich zur Kinderjagd kommen sollte, ganz sicher zum Opfer fallen. Hannchen wußte nämlich nichts von Gegenwehr. Das war meine große Sorge, solange das Gesindel in Langes Busch kampierte, und sehr erleichtert atmete ich auf, wenn wir Buben eines Morgens wieder auf die Road hinaus mußten, und fanden, daß die bunten Wagen verschwunden waren.

Ich fragte einst unsern Vater, warum man die Zigeuner, wenn sie so gottlos seien und Kinder fräßen, nicht verjage. Da lächelte er und sagte: „Ja, Junge, die Leute läßt man am besten ganz in Ruhe, sonst setzen sie einem den roten Hahn aufs Dach.“

So, auch das noch! Jetzt hatten die Menschenfresser neben anderen Greueln auch noch einen roten Hahn, den sie einem, dem sie nicht geneigt waren, gelegentlich aufs Dach setzten. Was das Vieh dort oben sollte, konnte ich mir nicht denken; daß es aber zu keinem guten Zweck dort hinaufgesetzt wurde und daß die ganze Prozedur mit Zauberei oder des etwas eng zusammenhing, war außer Frage. Wenn ich von da an—mit anderen, nie allein—an Zigeunerlagern vorübergehen mußte, hielt ich fleißig Umschau, ob ich etwa den roten Hahn erspähen möchte. Ich habe ihn nie gesehen. Wahrscheinlich hielt man ihn, wenn er nicht gebraucht wurde, im Innern der Wagen. —

Ich bin überzeugt, daß mancher meiner Leser, der die Piqua Road aus eigener Anschauung kennt, sie auch vielleicht schon von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende befahren hat, absolut nicht versteht, wie jemand von ihr und über

sie so viel Wesens machen kann. Ihm ist sie eben nur eine Landstraße wie alle Landstraßen. Es geht ihm wie jenem Fremdling, der in Mark Twain's "Jumping Frog of Calaveras County" den Wunderfrosch Sam Smileys von allen Seiten beschaut und schließlich sagt: "Well, I see no p'ints about that frog that's better'n any other frog." Was ist dazu zu sagen? Nur eins: Der Leser hat unsere Road nicht mit Kindesaugen, sondern mit den Augen des erwachsenen Fremden gesehen; er ist nicht an und auf ihr groß geworden. Die Poesie, die sich für das Landkind um jeden altersgrauen, bemoosten Baumstumpfen am Wege schlingt, im grünen Unkraut in jeder Fenzecke versteckt liegt, im Dunkel des Waldesschattens webt und aus jedem Wässerlein raunt, das aus dem Walde auf die Straße herausrinnt — die Poesie kennt er nicht — kann sie nicht kennen.

Ich kenne in vier großen Staatgebieten Tausende von Meilen aller möglichen Landstraßen, guter, mittelmäßiger, schlechter und unsäglich miserabler. Ich bin auf ihnen gefahren zu allen Jahreszeiten, bei Tag und bei Nacht, in Sonnenschein, Regen, Nebel und Schnee. Und wenn ich dabei auch viel gesehen und erlebt habe—Gutes und Böses, Schönes und Unschönes, so waren und sind mir alle diese Landstraßen doch nichts weiter als nur eben Landstraßen. Ich sah sie mit den Augen des erwachsenen Fremden. Ich erinnere mich aber, auf vielen meiner Fahrten Kindern begegnet oder an ihnen vorübergefahren zu sein, die fröhlich ihres Weges zogen, oftmals Kühe treibend, wie einst ich selbst, und ich zweifle nicht, daß manches jener Büblein oder Mägdlein seine Landstraße ebenso liebte und ebenso rätselhaft fand wie ich einst meine

Piqua Road. Wie ich als Kind im Staube stand und den Passanten nachsah, ratend, woher sie kommen und wohin sie ziehen möchten, genau so standen jene Kinder am Wege und sahen mir nach. Sicher rieten auch sie, woher aus der weiten Welt der fremde Mann kommen und wohinaus in die unbekannte Welt er ziehen möge.

Kinderseele — Kindestraum! Was das Kind nicht mit leiblichen Augen sieht, schaut es mit der Seele, und was nicht greifbar vor ihm steht, erträumt es sich. Wohl dem, der sich Kindesseele und Kindestraum erhalten kann bis ins Alter!

Kapitel VII.

Unser Dichter war offenbar ein solch altes Kind. Was sich seinem leiblichen Auge entzog, bevölkerte und belebte er mit seiner Seele. Er singt weiter:

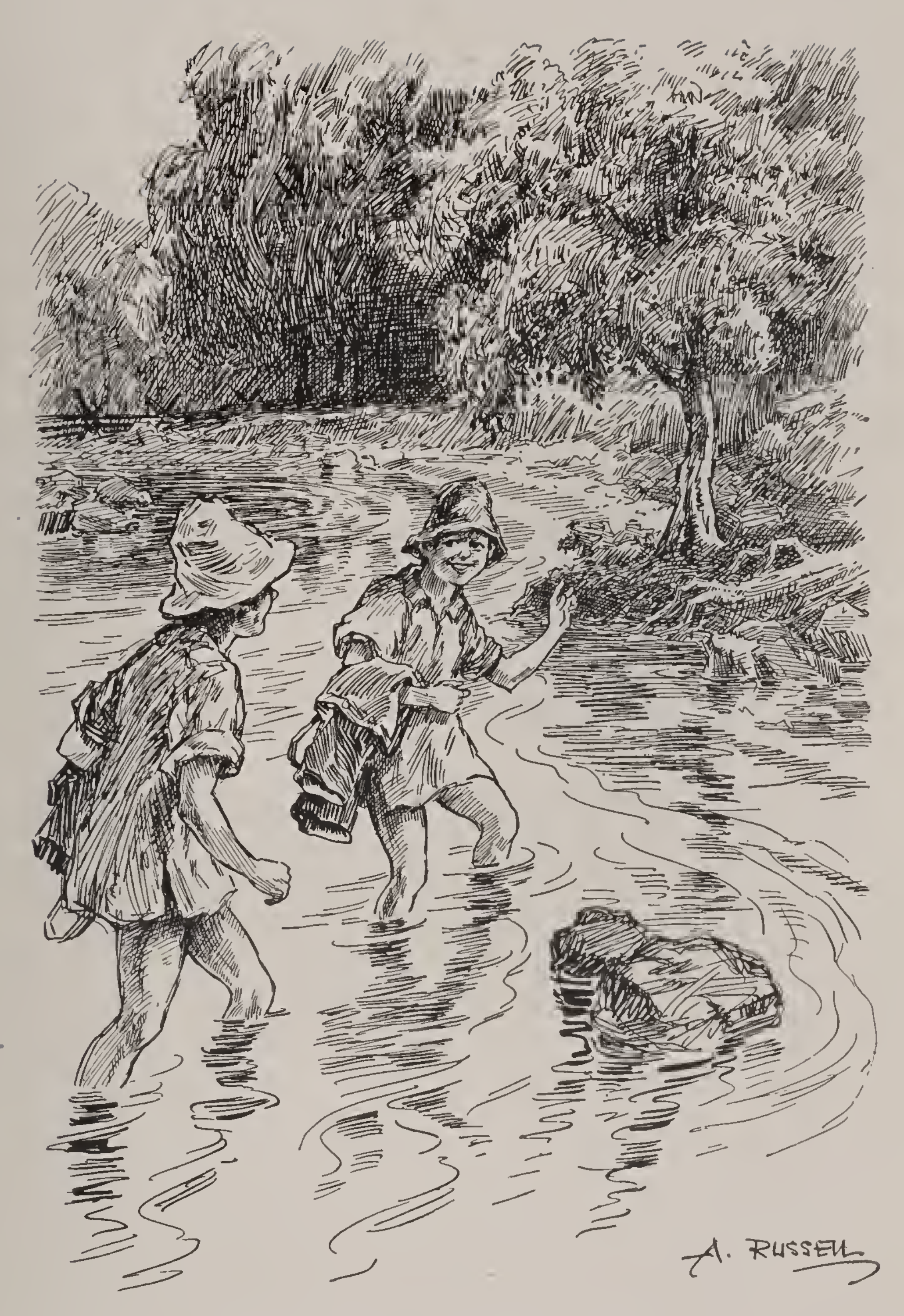
"Oh, the top of the hill was the rim of the world,
And the dust of the summer that over it curled
Was the curtain that hid from our sight the abode
Of the fairies that lived up the old country road."

Rand der Welt — Weltgrenze! Wir hatten an der Piqua Road, wenn ich es recht bedenke, vier Weltränder. Den Nordrand bildete die Stadt mit ihren Eisenbahnen, ihren vielen Straßen, ihrem Kanal, ihrem Maumee-Fluß und ihrem Gymnasium. Dies alles lernte ich kennen, als ich, dreizehn Jahre alt, in jenes Gymnasium eintrat und

mir den Zaum der Civilisation anlegen ließ, wodurch das ungebundene Füllenleben an der Piqua Road wie mit einem Schlage ein Ende hatte. Dort gab es zum Frühstück die Hausordnung und eine Schale voll Daten griechischer oder römischer Geschichte, oder eine solche mit Tropen und Figuren; zu Mittag die conjugatio periphrastica, den accusativus cum infinitivo oder die consecutio temporum, gewürzt mit unregelmäßigen Verben; zum Abendbrot aber eine Art „Hash", zusammengesetzt aus Medium, Dual, Optativ und Aorist nebst der Hausordnung. Was Wunder, daß ich — da dies alles etwas ganz Verschiedenes von Piqua Roader Nudelsuppe, Kornbrot und echter Farmerwurst war — viel an wissenschaftlicher Dispepsie litt! — Nördlich von der Stadt war auch noch ein Stück Welt, aber das kümmerte uns nicht. Mit dem war nicht viel los — dort wuchs das Nordlicht.

Im Osten hatten wir, wie es hieß, auch einen Weltrand. Diesem wanderten Hen und ich zu, wenn wir zur „englischen" Schule gingen. Gesehen haben wir ihn aber nie; es lag zu viel Urwald dazwischen.

Den westlichen Weltrand kannten wir um so besser; den bildete der St. Marys-Fluß und an diesem wohnten unsere guten Freunde: die braven Stellhorns, die am Damm neben ihrer Sägemühle die herrlichsten Fische aus der Flut zogen und gar manchmal einen ganzen Korbvoll ins Pfarrhaus lieferten; ferner die Pöhler's, die die besten Sorten von Aepfeln in ganz Indiana hatten und damit überaus freigebig waren; endlich auch die Schäfers, bei denen es, da sie ein ganzes Heer von erwachsenen Kindern hatten, so oft Hochzeit und dabei köstliche Hochzeitsschmäuse gab, nicht blos am Abend, sondern alle-



Wir wateten durch den Fluß.

mal auch zu Mittag. Das war diesseits des Flusses. Was jenseits lag, blieb uns verborgen; ich weiß es noch heute nicht. Nur ein einziges Mal war ich auf kurze Zeit drüben, aber auch nur am Ufer. Bruder Hens wunderbare Entdeckungsgabe erspähte eines Tages dort unter anderen Bäumen einen wilden Pflaumenbaum, der voll roter, reifer Früchte hing, und da der Wasserstand ziemlich niedrig war, entledigten wir uns unserer Unaussprechlichen, wateten durch den Fluß, erklommen drüben das Ufer und — besahen uns den guten Baum von allen Seiten, besonders von oben. Weil aber der Baum, wie man uns gesagt hatte, auf eines Indianers Farm stand, der rote Mann dort auch wohnte und wir beiden Buben nicht wußten, ob er die Kunst des Skalpierens bereits verlernt hatte, oder sie gelegentlich noch an kleinen Buben übte, so mußte die Betrachtung des Baumes notwendigerweise etwas rasch vor sich gehen. In der Eile nun, mit der wir unser Werk verrichteten, vergaßen wir ganz und gar, die Gegend dort näher zu erforschen, und der St. Marys blieb trotz Indianerfarm und Pflaumenbaum der westliche Rand unserer Welt und die Sonne ging nach wie vor unmittelbar dahinter unter.

Nach Süden zu hatten wir einen schärfer markierten Weltrand. Dort war, was unser Dichter "the top of the hill" nennt. Ein Hügel war's eigentlich nicht, sondern nur eine kleine Bodenerhebung, die, aus der Ferne gesehen, etwas Aehnlichkeit mit einem Hügel hatte; aber es war eins dabei: Gleich hinter der Anhöhe senkte sich die Straße merklich, so daß sie dort wie abgeschnitten erschien und einen Horizont bildete — das einzige Stücklein Horizont, das wir in unsern Wäldern kannten. Dort

tauchten die Auswanderer mit ihren Prairieschoonern auf, auch die Amalekiter und wer immer zur Stadt fuhr. Dort tauchte auch unsere gute Tante Meta auf, wenn sie am Sonntag mit ihrem großen, schwarzen Gesangbuch zur Kirche kam. Sie hatte sich, als sie noch jung war, in einer Ecke der Riegelfenz unweit jener Bodensenkung einige Pflänzchen Pfefferminze gepflanzt, die mit den Jahren die ganze Fenzecke überwuchert hatten und von denen die Tante sich auf dem Kirchweg stets einen Strauß pflückte, diesen mit zur Kirche brachte und unter der Predigt fleißig daran roch, damit sie nicht einschlief.

Wie die von Süden Kommenden über jenem Stücklein Horizont emportauchten, so tauchten die von Norden Kommenden, nachdem sie den Pfarrhof, den Kirchhof und Langes Busch passiert hatten, plötzlich hinab und verschwanden. Und dieses Verschwinden, dieses scheinbare Hinabtauchen "into the abode of the fairies" — ins Feenreich, das war's, was der Piqua Road das Rätselhafte verlieh, so daß wir Kinder standen und rieten: Woher kommt sie und wohin mag sie führen? Kindesseele und Kindestraum gehört dazu. Der Dichter der "Old Country Road" verstand dies; er hatte beides.

Die freundliche Leserin, die beim Lesen des Obigen vielleicht auf den Gedanken gekommen ist, wir beiden Pfarrbuben hätten nie den Vorhang gelüpft, wären nie jenseits dieses Weltrandes ins Feenreich hinabgestiegen, irrt gar sehr. Ich bitte Sie — dort hinaus, kaum zwei Meilen weiter, lag ja Hockemeyers Busch mit einer Welt von Hickory-, Butter- und Walnüssen! Und dahin sollten wir Buben nicht gekommen sein? So etwas giebt's nicht! Gewiß — im Sommer barfuß, im Winter in handfesten

Stiefeln stiegen wir hinab und zwar nicht selten. “Fairies” — Feen aber haben wir dort nie angetroffen. Das war aber unsere eigene Schuld. Das Feensehen erfordert von seiten des Sehenwollenden immer einen hohen Grad von Bravsein, von—Frömmigkeit, und den schienen wir nie recht erreichen zu können, wiewohl wir uns emsig darum bemühten. Hinwiederum mag es aber auch sein, daß die dortigen Feen von der Sorte waren, die bloß bei Nacht „am düstern Ort“ sichtbar werden, wie Erlkönigs Töchter zum Beispiel. Dann sahen wir sie nicht, weil wir, wie alle guten Jungen, um diese Zeit fein ordentlich daheim im Bett waren und nicht „so spät durch Nacht und Wind“ ritten wie Goethes „Vater mit seinem Kind.“

Nein, soviel wir entdecken konnten — und wir entdeckten durchaus nicht wenig — wohnten jenseits unsers südlichen Weltrandes lauter ehrbare, fleißige Farmer, meistens deutscher Abstammung und Geburt, die mit Feen ungefähr so viel Aehnlichkeit hatten wie Ex-Präsident Taft mit der Venus. Da waren zunächst unsere beiden Onkeln, Franz und Heinrich Früchtenicht, Brüder unserer Mutter, sehr intelligente Männer, die es z. B. in geographischen, kirchen- und weltgeschichtlichen Kenntnissen mit manchen Gelehrten aufnahmen. Weiter hinab der Ernst Prüße, ein allezeit fröhliches Menschenkind, das oft im Herbst mit dem Viertel eines geschlachteten Mastviehs und dem stereotypen Witz in unsere Blockhütte trat: „Herr Pastor, haben Sie Fleischeslust?“ Noch eine Strecke weiter hinab wohnte Jim Thompson, ein Angloamerikaner, der uns einst eine Fuhre Korn verkaufte und auf Vaters auf deutsch gestellte Frage: „Was soll's denn kosten?“ in ziemlich passablem Deutsch antwortete:

„Well, Du kannst m'r ackſick Cents geben; in der Stadt hab' ick neinſick gekriggt."

Und dann kam Merriam's Creek mit der hölzernen Brücke und rechter Hand Hockemeyers Buſch. Wenn der Leſer erwartet, jetzt Pfarrbuben-Fiſchgeſchichten aufgetiſcht zu bekommen, ſo irrt auch er ſich. Zwar habe ich meine Angel mit den allerſchönſten Regenwürmern als Köder und mit viel Geduld und Langmut in die Creek gehalten, aber außer einem gelegentlichen Krebs und ſchwarzen ſchlüpfrigen Baumzweiglein habe ich nie etwas dort gefangen.

Aber Hockemeyers Buſch! Der war ein veritables Nußparadies und dabei ein ſo ſchöner Wald, wie kaum ein anderer. Durch ſeinen tiefen Schatten, mit ſaftig grünen Ufern, floß der Bach durchhin. Wenn dort zu nachtſchlafender Zeit Erlkönigs Töchter oder auch andere nette Nixen „den nächtlichen Reihn" führten, ſo ſoll's mich nicht wundern; der Ort war wie dazu geſchaffen. Nur ſein Nußreichtum übertraf noch die Schönheit jenes Waldes. Welche Maſſen von Hickory-, Butter- und Walnüſſen hat ſich die Umgegend aus ihm geholt! Wir Pfarrbuben natürlich auch.

„Ja," ſagte die gute alte Erinnerung und lächelte dazu," und was für eine wunderſchöne Angſt hat dort einſt ein kleiner Bube ausgeſtanden — dort oben am St. Marys, als ſein größerer Bruder den Schubkarren holen ging."

„O, ja!" rief ich, „der kleine Bube war ich ſelbſt!"

Die Angſt war gar nicht ſo „wunderſchön", ſondern ſchrecklich. An einem ſchönen Morgen im Spätherbſt erbaten und erhielten wir beiden Buben die Erlaubnis,

Nüsse suchen zu dürfen. Aus den Säcken im sogenannten „Schmokhaus“ wählten wir uns jeder einen neuen Zwei-Bushel-Sack, warfen ihn über die Schulter und zogen aus, wie ein paar Feldherren in den Kampf — natürlich nach Hockemeyers Busch. Zwei-Bushel-Säcke nahmen wir, nicht weil wir erwarteten, mit vier Bushels Nüsse heimzukehren, sondern weil man seinen Fund darin leichter zu tragen vermag. Man bindet die langen Säcke oben zu, verteilt die darin befindlichen Nüsse auf die beiden Enden, schlingt die leere Mitte des Sacks um den Nacken und trägt die Last auf beiden Seiten seines Körpers. Auf diese Weise kann selbst ein kleinerer Knabe, wenn er sonst kräftig ist, einen halben Bushel Nüsse tragen.

Hatten nun die Nußbäume in jenem Jahr besonders gut getragen, oder hatten wir zufällig die reichsten Bäume gefunden, ich weiß es nicht, genug, als die Sonne von jenseits des St. Marys herüberschaute, es also gegen zwei Uhr nachmittags sein mochte, hatten wir beide Säcke bis obenhin voll. Das war kolossales Glück — vier Bushels Nüsse! Was aber jetzt tun? Tragen konnten wir die Lasten nicht; daran war gar nicht zu denken, um so weniger, als wir mehr als zwei Meilen von daheim entfernt waren. Ungefähr die Hälfte unserer Nüsse stak noch in den Hülsen. Um unsere Lasten zu verringern, machten wir uns ans Enthülsen. Darüber verging aber viel Zeit. Wenn wir dabei blieben, so mußte es Nacht werden, ehe wir fertig wurden. Auch begannen unsere Bubenmagen gar bedenklich zu knurren; denn wir hatten seit Frühstück nichts gegessen. Nüsse konnten wir nicht essen, da absolut keine Steine vorhanden waren, sie aufzuklopfen. Es wurde später und immer später, der

Schatten länger, die Not größer. Sollten wir über die Hälfte des Resultats unseres Fleißes wieder wegwerfen?

„Nichts da!" sagte Hen, „das wäre noch schöner! Ich sag dir was: bleib' du hier bei den Säcken und schäle noch, soviel du kannst; ich aber laufe heim und hole den Schubkarren."

Das Herz flog mir hinauf in den Hals. Der Gedanke, mutterseelenallein im einsamen, wilden Wald zurückzubleiben, war mir schrecklich, aber was in aller Welt konnte ich sonst tun? Die ganze Ernte verlassen und mit Hen nach Hause laufen? Das hätte ich am liebsten getan, aber Hen redete mir das aus. Das ginge nicht, meinte er, das ginge absolut nicht. Wer stünde denn gut dafür, daß nicht jemand käme und unsere Säcke samt den Nüssen als gefundenes Fressen mit heimnähme? Nein, ich müsse bleiben. Und ich blieb. Hen aber ging davon unter den Bäumen, wurde kleiner und immer kleiner und verschwand endlich ganz.

Ich machte mich gehorsamst wieder an das Enhülsen. Wie still es doch war — wie totenstill! Jede Nuß, die im Umkreis von hundert Fuß von den Bäumen fiel, hörte ich fallen und am Boden aufschlagen, sonst aber keinen Laut. Es ging kein Lüftchen. Die Einsamkeit war gräßlich. Wenn jetzt ein Räuber käme, oder ein Bär oder Wolf, oder gar der Rübezahl, der schreckliche Berggeist aus dem Märchenbuch! Ich bekam eine Gänsehaut wie ein Reibeisen. Wo der Hen wohl schon sein mochte — vielleicht beim Jim Thompson? Aengstliche Blicke warf ich durch den Wald. Nirgends eine Spur von Leben, überall Todesschweigen. Die Sonne schien weiter, die Schatten wurden länger, die Stille wurde scheinbar immer stiller.

Die furchtbare Stille schien mir in den Ohren zu knacken. Wo wohl der Hen jetzt sein mochte? Hoffentlich „raste“ er ordentlich!

Immer hastiger schälte ich Nüsse; schon lagen ganze Haufen von Schalen um mich her. Inzwischen hielt ich fleißig Umschau nach einem jungen, dünnen Baum, auf den ich klettern könne, wenn Not an Mann käme. Ein solcher war jedoch nicht vorhanden, alle Bäume waren alt, uralt und so dick, daß ich sie mit meinen jämmerlich kurzen Armen nicht zur Hälfte umfassen konnte. Eine Fenz, auf die ich mich hätte flüchten können, war auch nirgends zu erblicken. Wo wohl der Hen jetzt sein mochte — vielleicht bei Onkel Franz' Farm? Er war schon so ewig lange fort. Möchte er doch bereits auf dem Rückwege sein! Die Schatten fielen jetzt schon ziemlich weit hin nach Osten, der Richtung, in welcher Hen verschwunden war.

Die Gänsehaut schien bei mir chronisch zu werden. Aus Angst fing ich an zu pfeifen und siehe, ich bekam Antwort. „Uff-uff!“ ertönte es aus der Ferne und „Uff-uff!“ auch aus einer etwas andern Richtung. Das Herz blieb mir stille stehen. Was war das? Schweine! Vielleicht, ja, wahrscheinlich Wildschweine mit großen halbmondförmigen Hauern! O, ich kannte Wildschweine aus Illustrationen. Die konnte man nur, wie es alle Bilder klar zeigten, mit einem dicken Speer bekämpfen, mußte aber dabei einen Stahlhelm auf dem Kopfe tragen. Ich aber hatte keinen Speer und auf dem Kopfe nichts als eine alte, durchlöcherte „Glocke.“

Noch sah ich die Tiere nicht. Um Gewißheit zu erlangen, was mir bevorstand, schlüpfte ich von Baum zu

Baum nach der Richtung hin, aus der das „Uff-uff" gekommen war. Richtig, dort am Abhang der kleinen Anhöhe kamen sie heran, direkt auf mich und meine Säcke zu — drei, vier, fünf großmächtige Schweine. Gott sei Dank! keine Wildsäue; das sah ich sofort, aber immerhin große Schweine. Wir hatten daheim ja auch ein paar Schweine, vor denen ich mich gar nicht fürchtete, aber das waren Pfarrschweine, die infolge ihres Umgangs wenigstens etwas von Civilisation abbekommen hatten; diese Waldschweine jedoch sahen aus, als wenn sie „Europens übertünchte Höflichkeit" nicht einmal aus der Ferne kannten. Wüst sahen sie aus und wild und struppig. Sie mußten meine Schritte im dürren Laube trotz meiner Vorsicht doch vernommen haben; denn sie erhoben ihre Köpfe und schauten mich mit ihren kleinen, garstigen Augen an. „Uff-uff!" sagten sie alle fünf und noch einmal „Uff-uff!" Das sollte unzweifelhaft bedeuten: „Dich kriegen wir auch. Vorläufig schmecken uns die Nüsse noch; nachher, wenn wir Appetit auf kleine Buben bekommen, dann kommst du an die Reihe!"

Ich lief zurück zu meinen Säcken. Wenn nur der Hen bald käme! Nicht weit hinter mir floß der St. Marys dahin. Dorthin lief ich. Vielleicht könnte ich, wenn die Schweine mich anzugreifen drohten, in den Fluß waten und mich solchermaßen retten. Dies war meine allerletzte Hoffnung; aber auch sie ward zu nichte; die Strömung war auf meiner Seite und das Ufer fiel steil ab. Da gab's kein Hineinwaten und das Schwimmen hatte ich damals noch nicht gelernt. Kein dünner Baum, keine Fenz, kein Speer, kein Stahlhelm und keine Rettung im Fluß. Sollte ich hinabrasen an die Brücke auf der Road?

Das hätte sich machen lassen, aber die Säcke, die miserablen Säcke!

Die Schweine kamen näher, immer näher. Schon konnte ich in der tiefen Waldesstille ihr Schmatzen hören. Immer öfter schauten sie mich mit den greulichen kleinen Augen an. Wuchs ihr Appetit auf kleine Buben? Die Haare stiegen mir unter der „Glocke" zu Berge; ich begann zu schwitzen. Ich hob einen Knüppel vom Boden auf, rannte damit in Verzweiflung auf das Rüsselvieh los und schleuderte den Knüppel mit einem Wutschrei nach dem nächsten Tier. „Uff-uff!" antworteten die Schweine im Chor, fraßen Nüsse und kamen näher. Ihr „Uff-uff!" klang wie Hohngelächter.

Jetzt wollte ich einen der Säcke zu einem Baum schleifen, der einen tief hängenden Ast hatte; vielleicht könnte ich, auf dem Sack stehend, den Ast erreichen und mich hinaufziehen. Schon hatte ich den Sack ergriffen und etwa einen Schritt geschleift, da vernahm ich — — das wohlbekannte Rappeln unsers Schubkarrens.

Hat die freundliche Leserin eine Ahnung davon, wie wunderbar, wie unsäglich süß ein alter Schubkarren rappeln kann? Was Orgel, was Klavier, was volles Orchester mit Posaunen und Trompeten und Harfen — ein einziger alter Schubkarren mit dem Bruder Hen als bewegende Kraft dahinter rappelt weit süßere, viel gewaltigere, viel erhebendere Erlösungsmusik als sie alle zusammen — wenn man am Brombeersträuchlein im Brunnenschacht hängt, oben am Brunnenrand das wahnsinnig gewordene Kamel, unten im Wasser mit offenem Rachen der gierig wartende Drache. Als wir später als Quintaner in Rückerts „Leben und Tod" von dem Mann im



Hen sauste mit dem klappernden Schubkarren unter die Säue hinein.

Syrerland lasen, der ein Kamel am Halfterband führte, welches plötzlich wahnsinnig wurde und seinen Herrn in einen Brunnen hinabjagte, da war ich es ohne Zweifel, der aus der ganzen Klasse die entsetzliche Situation des armen Menschen an seinem Brombeersträuchlein am besten und mit tiefstem Verständnis und Mitgefühl erfaßte. “I had been there.”

Bruder Hen mußte wohl auch meine Situation sofort richtig erfaßt und durchschaut haben; denn noch ehe ich sie ihm erklären konnte, sauste er mit dem klappernden Schubkarren unter die Säue hinein, daß dieselben vor Grauen und Entsetzen in wilder Flucht und unter unausgesetztem „Uff-uff!“ den Abhang hinab und mit einem Sturm in die Creek stürzten. Sie laufen vielleicht noch.

Bin ich dann, als die große und langandauernde seelische Spannung mit einem Schlag ein Ende hatte, ohnmächtig bei unsern Säcken zusammengebrochen? Fiel mir gar nicht ein. So schnell wir konnten, banden wir unsere Säcke zu, luden sie auf den Karren, fuhren davon und saßen zehn Minuten später — auf einem Apfelbaum voll reifer Früchte, den der Hen auf dem Rückweg an der Piqua Road entdeckt hatte. Bei Beginn der Dämmerung (es war Spätherbst) kehrten wir wie Sieger mit unserer Beute heim — gar nicht mehr so sehr hungrig. — — —

Kapitel VIII.

„Halt' einen Augenblick an," sagte die Erinnerung mit einem Gesicht ernsthafter als es den ganzen Abend gewesen war. „Wenn du deinen Lesern einmal über das andere erzählst, daß ihr Buben scheinbar ohne jegliche Gewissensbisse auf anderer Leute Obstbäume gestiegen seid, mußt du da nicht den Eindruck erwecken, ihr beide seiet Kerle gewesen wie Max und Moritz oder wie die „Katzenjammer Kids" — Buben, die kein siebentes Gebot kannten und eine Landplage waren für die ganze Umgegend? Ich selber weiß, was ich davon zu halten habe; denn ich kenne die Verhältnisse genau, aber deine Leser — ausgenommen die alten vom Lande, die in denselben Verhältnissen aufgewachsen sind — mögen sie nicht kennen und gewinnen ein falsches Bild."

Das ist richtig! Um unser Treiben, wie es in dieser Plauderei dargestellt ist, recht verstehen zu können, muß sich der Leser in die Zeit vor weit mehr als fünfzig Jahren zurückversetzen. Ach, das waren andere, ganz andere Zeiten, ganz andere Verhältnisse! Unser liebes Amerika war damals noch ganz „Amerika," ein gänzlich freies, jungfräuliches, gottbegnadetes, herrliches Land. Von der heutzutage täglich mehr um sich greifenden, alles zerfressenden Dekadenz auf allen Gebieten zeigten sich dazumal noch kaum die leisesten Spuren. Reich, überreich war das Land; es trug hundertfältige Frucht — eigentlich weit mehr als nötig war. Hätten unsere damaligen Farmer den Markt für ihre Produkte gehabt, der ihnen heute, wo es mit dem Reichtum des

Bodens immer mehr zu Ende geht, zur Verfügung steht, so wären sie alle Millionäre geworden.

Nicht nur die Aecker, die der Landmann bereits alljährlich unter dem Pflug hielt, trugen herrlich, es taten dies auch die Wälder und die Wüsteneien. Die clearings und die Raine um die Felder her boten alljährlich eine Fülle von allerlei Obst und Beerenfrucht. Massen von Brom- und Erdbeeren gediehen allüberall an den Riegelfenzen, selbst an den Landstraßen entlang. Massen davon kamen alljährlich um, weil sie niemand pflückte.

Was der Farmer wertschätzte und auf den Markt brachte, waren die Produkte seines angebauten Landes, das Holz aus dem Wald, sein Mastvieh, Pferde, Butter und Eier und, wenn er sie loswerden konnte, die besten Erzeugnisse seines großen Obstgartens. Alles andere mochte sich holen, wer da wollte; es lohnte sich nicht, es zu pflücken. Arme Leute aus der Stadt kamen mitunter und pflückten sich ein paar Körbe voll Beeren an den Fenzen oder wilde Pflaumen, Kirschen und Weintrauben in den Wäldern. Den besser situierten Städtern war dies zuviel Mühe; sie kauften ihren Bedarf auf dem Markt für einige Cents und machten dem Farmer dadurch eine Freude; dann hatte er das Obst doch nicht ganz umsonst gepflückt.

Wir hatten auf dem Pfarrland selber wohl etwa dreißig Obstbäume aller Art, trotzdem brachten die Farmer uns solche Massen von Obst ins Haus, daß unser Mütterlein seine Hände wie um Hilfe bittend emporreckte. Als Hormannsvater einst wieder mit einigen Bushels prächtiger Aepfel ankam, sagte sie, sie fürchte, wir Kinder äßen uns noch krank an Obst, worauf Hormann treu-

herzig erwiderte: „Da hewwet Sei recht, Fru Pastorin; et is d'r furbor veel van dat Tueg; use Kinner frät't ok den ganzen Dag, sei ward d'r all ganz mager van.“ Uns ging's auch so. Wir Kinder aßen auch fast nichts anderes mehr und wurden tatsächlich mager.

Der Apfelbaum, den Hen und ich nach dem Nüssesuchen erleichterten, stand einsam in der Ecke der Farm, so dicht an der Riegelfenz, daß seine fruchtbeladenen Zweige zur Hälfte auf die Road heraushingen. Dort hatte er wochenlang einladend gestanden. Täglich waren Scharen von Schulkindern und anderes Volk an ihm vorübergekommen, aber keine Seele kümmerte sich um ihn und seine Früchte — am wenigstens vielleicht sein Eigentümer. Ich fürchte, wenn wir den um die Erlaubnis, zu pflücken, gebeten hätten, der Mann hätte uns noch zu unsern Nüssen einen großen Sackvoll Aepfel auf den Schubkarren geladen — zu unserm Leidwesen; denn der Karren war schon so zu schwer.

Auch der Indianer jenseits unsers westlichen Weltrandes hätte, wenn er uns gesehen und seine Zeit es ihm erlaubt hätte, wahrscheinlich sein Skalpiermesser in einen faulen Fenzriegel gestoßen und uns kurzbeinigen Buben beim Erklettern seines Pflaumenbaumes geholfen. So war damals an der Piqua Road die Lage der Dinge.

Wenn also die freundliche Leserin beim Lesen von unsern Razzias um unser Seelenheil bangte, so ist das nett und lieb von ihr und unser Dank ist ihr sicher, aber sehr notwendig war die Sorge nicht. Der Ruf der Piqua Roader Pfarrbuben war, Gott sei Dank! kein übler, und ich glaube zuversichtlich, wenn wir jetzt nach

so vielen Jahren der Abwesenheit einmal wieder auf dem Schauplatz unsers Bubendaseins erschienen — und ich hoffe, daß dies bald geschehen wird — so bekämen wir lauter freundliche Gesichter zu sehen und müßten manchen kräftigen Händedruck aushalten. Möglicherweise würden wir aufgefordert, zu zeigen, ob wir noch Obstbäume erklettern könnten. — —

Weiter als nach Hockemeyers Busch bin ich sehr selten gekommen. Im Nine-Mile-House, einer damals abscheulichen, dunklen Spelunke, die fast zwei Meilen weiter die Straße hinab lag, hat mir einmal ein Mann, der zu einer Mühle fuhr und mich zur Gesellschaft mitnahm, ein Glas Bier gekauft, das in seiner Jugend trinkbar gewesen sein mochte, nun aber längst das Greisenalter erreicht hatte, zittrig geworden war, stark zur Wehmut neigte und vor Freude darüber, daß es in seinem hohen Alter noch gewürdigt werden sollte, getrunken zu werden, bittre Tränen weinte. Es war mir eklig und ich mochte es gar nicht, um ihm aber die Freude nicht zu verderben, trank ich es doch.

Dort bei dem einsamen Wirtshaus teilte sich die gute Piqua Road, und von da an ist sie mir fast ganz und gar ein Rätsel. Von dort aus ging's nach Friedheim, dem ersten Wirkungskreis des seligen Wyneken, ferner nach Bingen, nach Decatur, ins Fülling's Settlement und wahrscheinlich auch ins Moabiterland, nach Arabien und schließlich nach Aegypten. Wald, viel Wald war überall, und dort mögen ungezählte Feen und Nixen und Nymphen und Wichtinnen ihr Wesen gehabt haben.

Ehe man nach Aegypten kommt, fährt man durch Bingen. Es ist dies nicht das "Fair Bingen on the

Rhine", sondern Bingen an der Piqua Road im berühmten Adams County. Dort, rechts an der Straße, liegt eine schöne Farm und die Gattin des Farmeigentümers ist eine meiner vielen lieben Cousinen. Sie hat mir einst ein ergötzliches Histörchen erzählt, das ich hier, wo ich doch einmal beim Plaudern bin, weitergeben will.

Elsbeth — so nannten wir die junge Frau daheim — wusch eines Tages in ihrer Küche das Tischgeschirr, als sie draußen unter dem offenen Fenster Wasserplätschern und unter dem Geplätscher die Stimme ihres etwa vierjährigen Söhnleins vernahm. Sie horchte auf und hörte den Jungen sagen: „Hm, ick kann un' kann't nich wittkriegen!" und noch einmal: „Ick weet nich', wo dat togeiht, aber ick kann't nich' wittkriegen!"

Ahnend, daß da draußen etwas Außergewöhnliches vor sich gehe, etwas, das ihre Anwesenheit dabei wünschenswert, vielleicht sogar notwendig mache, ließ sie ihr Geschirr stehen und eilte hinaus. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. Da saß ihr hoffnungsvoller Sproß auf der Erde, vor sich eine Schüssel mit Seifenwasser, in der rechten Hand eine große Scheuerbürste, in der linken aber das einzige schwarze Entlein, das vor kurzem unter einer Schar weißer Geschwister zur Welt gekommen war. Eifrig tauchte das Kind die Bürste ins Wasser und scheuerte mit der ganzen Kraft, die ihm zu Gebote stand, das schwarze Entlein und beklagte laut das Ungemach, dat hei't „nich' wittkriegen" kunn.

„Hat denn das Tierchen die Tortur glücklich überstanden?" fragte ich Elsbeth.

„Ach, nein," gab sie zur Antwort, „als ich dazu kam, hatte der Kleine die junge Entenseele schon herausgeschruppt." — —

Kapitel IX.

Eines Morgens habe ich den Vorhang, der unsern südlichen Weltrand verhüllte, wieder einmal gelüpft — aber ordentlich — und bin mit Onkel und Tante Früchte-nicht und meinen Eltern weit über das Nine-Mile-House und auch weit über Bingen hinaus in das Fülling's Settlement gefahren. Wieder habe ich dabei keine Feen zu sehen bekommen, was jedoch nicht zu verwundern, sondern dem Umstand zuzuschreiben war, daß ich damals schon die Bänke der Quinta drückte, also schon eine beträchtliche Quantität College-Luft geatmet hatte, infolge dessen bereits sehr gelehrt und deshalb durchaus berechtigt war, mit einem herablassenden Lächeln zuzuhören, wenn von Feen und sonstigen Gespenstern die Rede war. Solchen Leuten erscheinen Feen bekanntlich nie.

Im Fülling'schen Hause war Hochzeit. Ich hatte von der hübschen Braut, bei der ich immer eine Art von Protege gewesen war, eine persönliche Einladung erhalten und mit Bewilligung meiner Eltern angenommen, unter der Bedingung, daß ich auf der Anstalt die Erlaubnis erhielte, den Unterricht so lange zu versäumen. Diese Erlaubnis hatte ich mir erbeten. Unser damaliger Direktor, der ein überaus leutseliger Mann war und das Worte Luthers: „Man glaubt nicht, was Schaden tut, jungen Leuten Freuden wehren," nicht nur kannte, sondern auch beherzigte, erteilte sie mir sofort bereitwilligst, und als ich ihm sagte, daß ich nun auch die Erlaubnis meiner übrigen Lehrer einholen wolle, sagte er



Gleich einem Primaner.

freundlich: „Das ist nicht nötig, Kleiner; wenn der Onkel schon wartet (der Onkel hielt mit seinem Fuhrwerk bereits vor dem College), dann werde ich die Angelegenheit bei deinen Lehrern selber in Ordnung bringen. Fahr' du mit Gott!"

Das war entschieden nobel. Ich bedankte mich bestens und fuhr bald darauf mit dem besten Gewissen von der Welt hinab über den Weltrand, den Hochzeitsfreuden entgegen.

Diese genossen wir in vollen Zügen; ich vielleicht am meisten, wurde ich hier doch zum erstenmal in meinem Leben öffentlich als „Student" behandelt und durfte auch frei und öffentlich einmal ein Glas Bier trinken. Die gute Braut selber steckte mir heimlich mehrere Zigarren zu, die ich mit einem andern gleichalterigen Jungen auf einer Wagendeichsel im Obstgarten in Rauch und Asche verwandelte, gleich einem Primaner. O, es war, wie wir uns auf dem College ausdrückten, "nobby." Wie gut die gebratenen Hühner und Enten waren, wie herrlich die vielen verschiedenen Kuchen und Pasteten schmeckten, weiß ich heute noch. Alles war großartig und fein,

„Aber man vergaß hierbei,
Daß 'ne Hochzeit länglich sei,"

namentlich eine solche Farmerhochzeit in Adams County, Indiana.

Diese Hochzeit fand statt am Donnerstag. Der schöne, freudenreiche Tag verging, der Abend kam, aber niemand traf Anstalten, heimzufahren. Nach Paragraph elf wurde die ganze Nacht hindurch weitergehoch-

zeitet, bis in den hellen Freitagmorgen hinein. Und selbst als der neue Tag längst seinen Sonnenschein über Adams County ausgebreitet hatte, fiel es keinem Menschen ein, aufzubrechen, ehe er sich dazu durch ein gediegenes Frühstück ermuntert und gestärkt hatte. Mir wohl. Mir war die Heimfahrt die ganze Nacht eingefallen und fiel mir, je länger die Feier dauerte, desto öfter ein. Warum? Erging's mir nicht gut? Freilich — das gerade war's ja — zu gut! Das waren ja lauter Rosen; wie konnten die ohne Dornen sein? Es stiegen Ahnungen in mir auf. Eine derselben war die, daß mein leutseliger Herr Direktor auf dem College sein Versprechen vergessen haben möchte; die andere die, daß der eine oder der andere meiner übrigen Lehrer es trotz lobenswerten Bestrebens in der Leutseligkeit noch nicht so weit gebracht haben möchte wie der Direktor. Solche Ahnungen wirken unangenehm und können einem die schönste Hochzeit geradezu verderben — wenigstens das letzte Viertel derselben. Ich hätte gern zur Eile gemahnt, aber ich Knirps hatte nichts zu sagen; meine Eltern auch nicht; denn sie hatten selbst kein Fuhrwerk und mußten sich gedulden, bis es dem Onkel einfiel, anzuspannen.

Um es kurz zu machen: Am Freitagnachmittag kehrten wir heim ins Pfarrhaus an der Piqua Road; am Samstag war kein Unterricht im College und so kehrte ich erst am Sonntagabend in die Anstalt zurück — im Herzen immer noch die beiden grauen Ahnungen. Nie hat wohl ein Quintaner an einem Sonntagabend so fleißig und mit solchem Eifer studiert wie ich damals. Als der Montagmorgen kam, war ich präpariert wie

kaum je zuvor — noch auch nachher. Die erste Unterrichtsstunde kam und verging — kein Wort über meine Abwesenheit am Donnerstag und Freitag! Der gute Herr Direktor mußte doch wohl sein Versprechen gehalten haben.

Ich begann aufzuatmen, tief aufzuatmen. Und das war gut; denn in der zweiten Stunde, in der wir Latein hatten, kam ich nicht mehr viel zum Atmen. Unser Lateinprofessor auch nicht. Wir beide waren zu eifrig beschäftigt, ich mit der sich bei mir rasch entwickelnden Erkenntnis, was für ein niederträchtiges, verworfenes Subjekt ich sei, er mit der Beweisführung für die unumstößliche Wahrheit dieser beklagenswerten Tatsache. Es kam hierbei klar an den Tag, daß mich meine beiden Ahnungen nicht betrogen hatten. Ueber meinem tiefgebeugten, in diesem Falle wirklich einmal schuldlosen Haupte entlud sich ein Gewitter, desgleichen ich nie vorher erlebt hatte, seitdem auch nie wieder erlebte. Es folgte Blitz auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag in immer kürzeren Zwischenräumen; es krachte und tobte und stürmte so, daß ich bloß ab und zu einmal soviel Luft schnappen konnte, um den Wunsch „denken“ zu können, jemand anders aus der Klasse wäre auf der Hochzeit gewesen. Kaum hatte ich den bescheidenen Wunsch „gedacht,“ da ging ich wieder unter in der grausigen Flut.

Als der Herr Professor endlich zu wettern aufhörte, war er leer — von Scheltworten nämlich, und zu meinem und der ganzen Klasse Erstaunen verwandelte sich plötzlich der Tornado in süßen, stillen Abendfrieden und die erschütternde Schlachtenmusik klang aus

in dem zarten Finale: „„Na, laß dir sagen, Junge, ob du da bist, oder ob du nicht da bist, das ist einerlei, einerlei — ganz einerlei! Deshalb geht die Sonne doch jeden Morgen auf und der Mond vollbringet — seinen — Lauf! Weiter soll übersetzen — Müller soll übersetzen!“ — —

So endete also meine fröhliche Fahrt über den Weltrand hinab ins Feenreich für mich in einer Tragödie. Sonderbarerweise aber war es gerade meine Wenigkeit, die bei jener Tragödie am meisten profitierte; denn erstens lernte ich, wie man die Disziplin beim Schulmeistern nicht handhaben soll, zweitens gewann ich die tröstliche Gewißheit, daß nicht — wie ich vielleicht vorher wähnte — das ganze Himmelsgestirn in Unordnung geriete, wenn ich einmal nicht „da wäre,“ und drittens schenkte mir der Klassenkünstler zwei hübsche Bilder, die er, angeregt und begeistert durch Anhörung des poetischen Finale, prompt zu Papier gebracht hatte. Das eine stellte ein wildes Gebirge dar mit der darüber aufgehenden Sonne, die einen langen glänzenden Lichtstreifen über die dunkle Flut warf. Darunter stand geschrieben: „Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen.“ Das andere zeigte den sinkenden, seinen Lauf vollbringenden Halbmond zwischen lichtberänderten Wolken über einem finstern Wald und trug die Unterschrift: „Süßer Mond, mit deinen Strahlen scheuchest du das nächt'ge Grauen.“

„Buben sind Buben allüberall auf der Welt,“ sagte meine alte Freundin, die Erinnerung; „beim rechten Licht betrachtet, taugen sie alle nichts.“

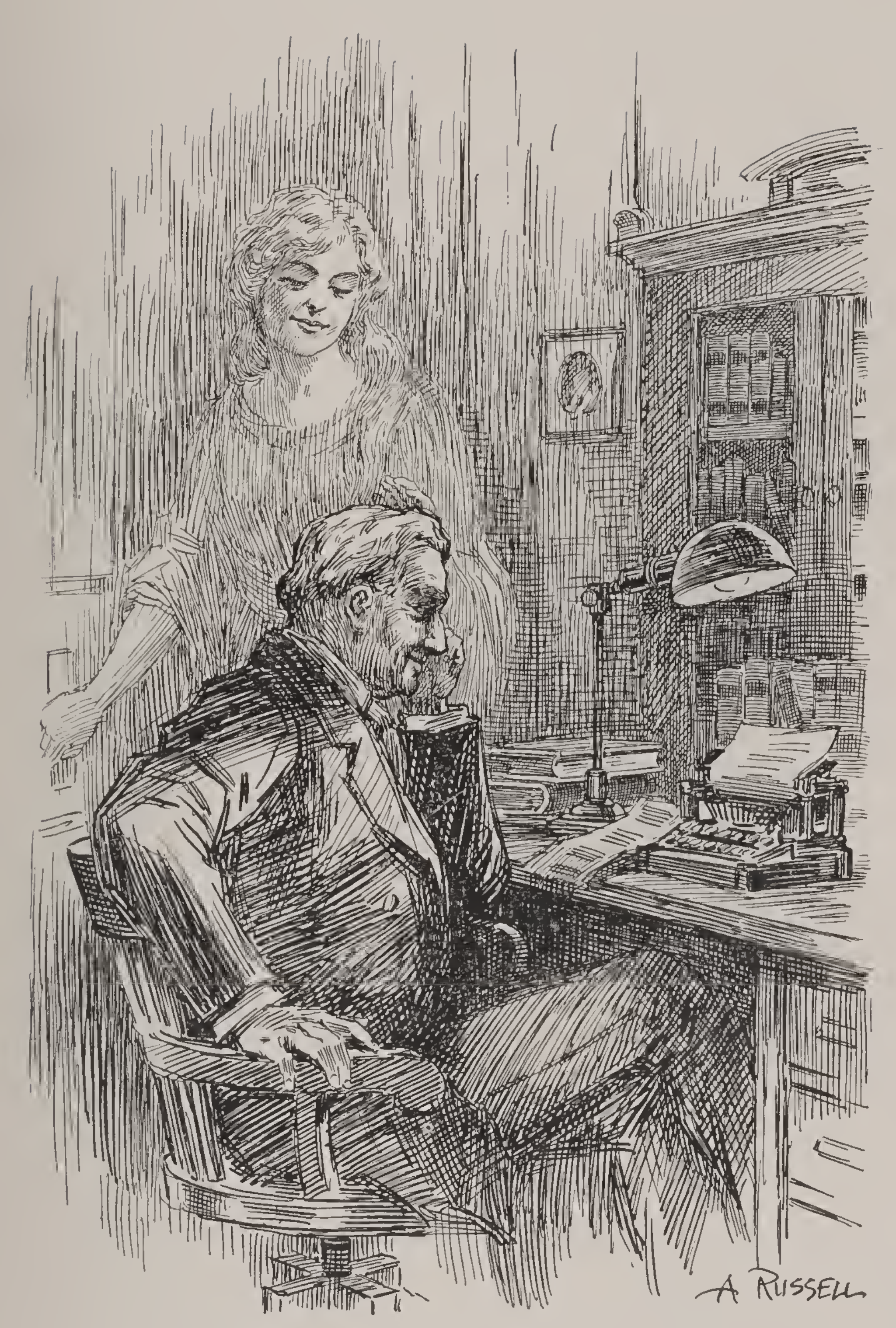
„Stimmt," entgegnete ich, „viel taugen sie nicht, aber gelt, liebhaben muß man sie doch?"

Die Erinnerung sah mich mit einem schelmischen Seitenblick an und nickte bloß.

Kapitel X.

Noch immer umtoste der Nordsturm mein Haus. Ohne Ende warf der heulende Wind Massen von spitzigen Eisnadeln knisternd und rasselnd gegen die Fenster und pfiff in den kahlen Aesten der Ailanthus-Bäume vor dem Hause. Die große elektrische Straßenlampe schwankte an ihrem Draht hin und her, daß die Schatten auf der schneebedeckten, völlig menschenleeren Straße und zwischen den Nachbarhäusern tanzten. Eine ferne Turmuhr begann zu schlagen. Mechanisch zählte ich die dumpfen Schläge — zwölf! Mitternacht! Längst hatten sich meine Lieben zur Ruhe begeben und kümmerten sich nicht länger um Eiszapfen, Schnee und Sturmestoben. Ich aber saß, den Kopf in beide Hände gestützt, und träumte weiter — Quintanerträume.

„Jung', es ist spät geworden," sagte die treue Erinnerung, „Horch, es brummt die Glocke noch, die zwölf schon angeschlagen." Laß die Quinta, sonst verirrst du dich auch noch in die Sexta, die Quarta u. s. w., und dann ist des Träumens gar kein Ende. Und ich habe noch einen weiten Weg vor mir. Sieh', hier ist die letzte Strophe unsers Gedichtes; laß uns dieselbe auch noch gemeinsam lesen."



Ich träumte weiter—Quintanerträume.

Wir lasen:

"The old country road! I can see it still flow
Down the hill of my dreams as it did long ago,
And I wish even now I could lay off my load
And rest by the side of that old country road."

Meine alte Freundin sah mich mit ihren lieben Augen an, darin glänzten Tränen.

„Und was wirst du hierüber zu schreiben haben?" fragte sie.

Ich las noch einmal die Worte:

"And I wish even now I could lay off my load
And rest by the side of that old country road."

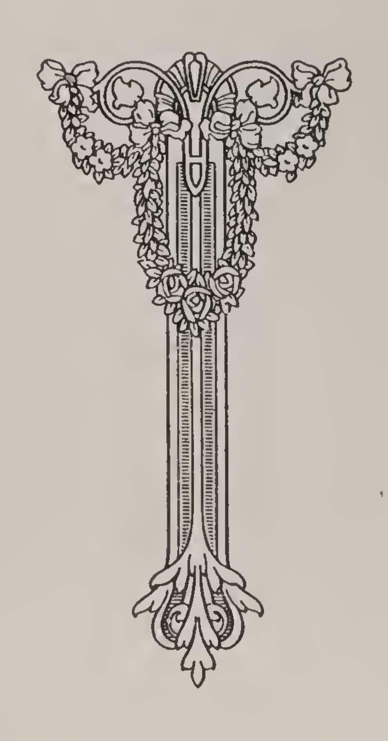
„Nichts," sagte ich, „gar nichts."

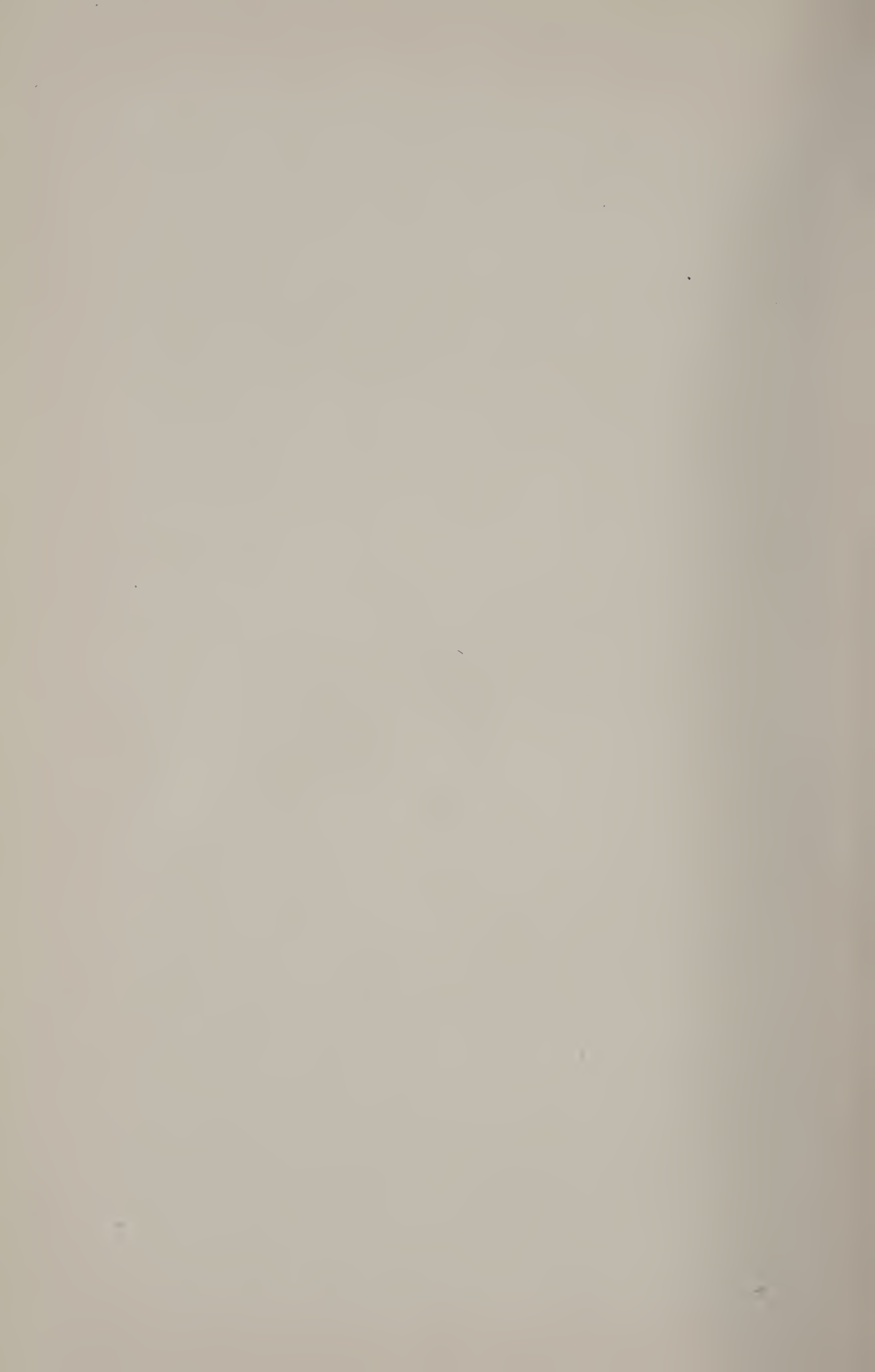
„Ich dachte mir's," sagte sie; „ist auch gut so. Laß die Strophe stehen ohne Kommentar. Es sind — mag sie gedichtet haben, wer da will — deine Worte, die Worte eines alten ergrauten Piqua Roader Pfarrbuben. Sie sagen alles; und schöner könntest du es doch nicht sagen. Dein frommes Mütterlein hat "by the side of that old country road" vor über vierzig Jahren ihre Last abgelegt und schlummert seitdem dort im tiefsten Frieden dem großen Auferstehungstag entgegen; vielleicht bringt man dich, wenn einst dein Lauf vollendet ist, auch dorthin."

Sie legte sanft ihre mütterliche Hand auf mein Haupt: „Und nun behüt' dich Gott, Jung'; ich muß noch viele hundert Meilen wandern diese Nacht. Will's Gott, sehen

wir einander einmal wieder und zwar an der Piqua Road."

„Ein Wörtlein wollt' ich lallen" — da war sie lautlos davongehuscht, hinaus in die Nacht und den Sturm.





Aus dem Bubenleben auf dem Lehrer-Seminar zu Addison, Illinois.

„Jedenfalls — es waren noch einfache und glückliche Zeiten, unverkümmert durch Dekadenz und sündigen Modernismus."
(Stefan von Kotze.)

Kapitel I.



on vielen Seiten bin ich schon gefragt worden, warum ich, wenn ich doch einmal beim Plaudern über Erlebnisse aus meiner Jugenzeit sei, nicht auch einmal etwas aus meiner späteren Bubenzeit, nämlich aus der Studentenzeit im alten Seminar zu Addison erzählte. So auch neulich einmal wieder, als man im neuen Seminar zu River Forest, das vierzigjährige (oder muß es heißen: vierzigjährliche) Amtsjubiläum meines teuren Freundes Herrn Professors A. K. feierte und ich als des Professors ältester, noch lebender Kollege auf spezielle Einladung hin mitjubelte. Hier erging das Ersuchen, meine Reminiszenzen aus Addison aufzuzeichnen, recht häufig an mich, und um mir das Erinnern zu erleichtern und um mich in den Stand zu setzen, Vergleiche anzustellen zwischen der neuen Anstalt und der alten draußen in Addi-

son, führte man mich durch die neuen, schönen Gebäude und machte mich aufmerksam auf die überaus praktische und moderne Einrichtung derselben.

Ich besah mir alles, fand alles gut und schön und freute mich, daß die Alma Mater der Lehrer endlich auch einmal eine Behausung bekommen hatte, wie sie ihr, die so gar lange Aschenbrödel gewesen war, zukam. Ich freute mich aufrichtig. Man wird es mir jedoch nicht verargen, wenn ich bekenne, daß ich mich öfters bei dieser Inspektion dabei ertappte, wie ich durch die großen Fenster der neuen Gebäude hinaus gen Westen schaute, wo sich in einer Entfernung von etwa zehn Meilen die ehrwürdigen, gelbgrauen Mauern des alten, verlassenen Seminars aus Du Page Countys Prairie erheben, jene alten, verwitterten Mauern, die einst so vielen Hunderten von fröhlichen Jungen — und unter ihnen mir — jahrelang eine Behausung gewesen sind. Man wird mir auch nicht verargen, wenn ich darob trauerte, daß durch die von jenen Mauern umschlossenen Räume, die einst widerhallten von Musik, nie mehr süßer Klang ertönen soll — „nie Saite noch Gesang."

Ich will dem Ersuchen meiner Freunde, einmal an der Hand der Erinnerung zurückzuwandern in die alte, ferne Zeit vor mehr als vierzig Jahren, gern nachkommen, umso lieber, als mich selbst danach verlangt, die tiefbestaubten Deckel auf den Kasten der Vergangenheit aufzuheben und nachzuforschen, was sich dort etwa findet, das noch präsentabel und nicht ganz von Motten zerfressen ist.

Eins freut mich dabei. Man verlangt von mir nicht eine sorgfältig nach einem System ausgearbeitete und

noch viel weniger eine geistreiche Abhandlung. Plaudern soll ich, und beim Plaudern giebt's kein System; da darf's gehen, wie einem „der Schnabel gewachsen ist."

Etwas Beunruhigendes ist jedoch ebenfalls dabei. Wenn man nämlich beim „Reminiszieren" lediglich auf sein eigenes Gedächtnis angewiesen ist, dann kann es kaum ausbleiben, daß man nur seine eigenen persönlichen Eindrücke, Ansichten, Erlebnisse und „Dummheiten," im besten Falle noch diejenigen seiner intimsten Freunde, zu Tage fördert. Ich habe in meiner Nähe nicht einen einzigen alten Addisoner, der mir helfend zur Seite stehen und, wenn nötig, korrigierend eingreifen könnte, und muß mich — da die Urteile und Anschauungen der Menschen so gar verschieden sind — darauf gefaßt machen, daß mir dieser oder jener sagt, was der selige „Papa" Selle mir einst an den Rand eines englischen Aufsatzes schrieb, in welchem ich die Leiden der Addisoner Seminaristen beschrieb: "You are overdrawing your picture, my son!"

Auch noch ein anderer Uebelstand kommt da hinzu, und das ist der, daß man in seinen Erinnerungen gewisse Personen und ihr Tun hervortreten läßt und andere mit keinem Wort erwähnt. Dies ist jedoch absolut nicht zu vermeiden. Die Ursache hiervon liegt an den betreffenden Personen selber. Mit der Gleichheit der Menschen im allgemeinen, wie mit der Gleichheit der Schüler einer Anstalt im besonderen, ist's nämlich gar nichts. Den einen hat der liebe Gott so geschaffen, den andern total verschieden, und wie er sie geschaffen hat, so bleiben sie auch. Unter den anderen Geschöpfen, ob Pflanze oder Tier, ist's ebenso. Mein lieber Freund, der Dichter J. W. Theiß, sagt in einem seiner Sprüche ganz allerliebst:

„Es singt der Fink nicht wie der Star,
Hat jeder seine Weise,
Und übt der Spatz das ganze Jahr,
Er pfeift nicht wie die Meise.“

und setzt dann — mir und vielen anderen zum Trost — hinzu:

„Sei spatzenhaft, mein lieber Spatz,
Nach Sang und Klang und Wesen;
Dein Platz ist auch ein Ehrenplatz,
Weil Gott ihn dir erlesen.“

Es treten zu Anfang eines neuen Schuljahrs meinetwegen fünfzig neue Schüler in eine Anstalt ein, die vielleicht dem Alter und selbst dem Aussehen nach einander auffallend gleichen — was gilt's, zehn von ihnen sind am Ende des ersten Monats ihres Aufenthaltes dort fast sämtlichen anderen Schülern bekannt und tragen nolens volens ihren Spitznamen, während die übrigen vierzig, vielleicht durchweg bessere Jungen als die zehn, monate- und jahrelang auf der Anstalt weilen und oft nur dem Namen nach bekannt werden, so daß man später, wenn sie längst in Amt und Würden sind, sich nicht erinnern kann, sie je gekannt zu haben. Die einen gehen still und ruhig und darum fast unbeachtet ihren Weg durch die Schule und auch später durchs Amtsleben, während andere infolge ihres Naturells — meistens unbewußt — immer im Vordergrund und an der Spitze zu finden sind — nicht gerade immer in Wissen und Können, sondern entweder in individuellen Anlagen und Leistungen, oder im Malefiztreiben. Sie sind nicht „unterzukriegen“; un-

bändige Lebenskraft einesteils, Intelligenz andernteils drängt sie über das Niveau herauf.

Wenn daher in diesen Erinnerungen dieser oder jener alte Addisoner erwähnt werden sollte und andere, vielleicht würdigere, nicht, so wolle man mir dies „zu keinem Argen nimmermehr gedenken."

Kapitel II.

Weißt du noch, du alter graubärtiger Addisoner, der du durch Gottes Gnade alle Strapazen des Seminarlebens überstanden hast und noch heute unter den Lebenden weilst, wie wir zum erstenmal nach Chicago kamen, von wo aus uns die gute Northwestern weiterspedierte nach Elmhurst? Gewiß weißt du's noch; das vergißt man nicht, solange man lebt.

Mit einem andern Jungen, der bereits ein Jahr auf dem Addisoner Seminar gewesen war, war ich um vier Uhr morgens per Schnellzug von Fort Wayne aufgebrochen und fuhr kurz nach Sonnenaufgang durch die Sandhügel am südlichen Ende des Michigan-Sees, als plötzlich der See und an seinem westlichen Strand, jedoch noch in großer Entfernung, die ersten Gebäude Chicagos wie ein mächtiges, herrliches Gemälde vor uns lagen. Der See! Nie vorher hatte ich einen See gesehen. Hier war einer und zwar ein wahres Ungetüm von einem See, scheinbar ohne Ende und an diesem Morgen in wilder Bewegung. Unvergeßlich!

Und Gebäude! Chicagos Gebäude! Sie waren noch

fern, aber selbst aus der Ferne gesehen, riesengroß. Eins reihte sich scheinbar an das andere. Wie graue Berge ragten sie aus der Ebene auf, weit, weit größer als daheim das Aveline House, das Concordia College und das Gerichtsgebäude, wohl zwanzigmal größer als die größte Scheune an der Piqua Road.

Ich fragte meinen Reisekameraden, was das für kolossale Gebäude seien.

„Das sind grain elevators — Getreidespeicher,“ antwortete er.

So, das waren also die mächtigen Getreidespeicher Chicagos, von denen ich so viel gelesen und gehört hatte!

Als wir später an diesen Speichern vorüberfuhren und an einen Flußarm kamen, siehe, da lagen auch Schiffe — Dampfer und Segler. Mit Vorliebe hatte ich immer Seegeschichten und Geschichten von Schiffsabenteuern gelesen, wußte was Masten, Segel, Rahen, was Matrosen und Schiffsjungen sind, hatte navis, nauta und navigium deklinieren und navigare konjugieren lernen, aber alle meine Lebtage hatte ich noch kein Schiff gesehen. Und hier lagen sie dutzendweise, eins hinter dem andern, eins neben dem andern, als verstünde sich das von selbst.

Und dann — und dann — ja, dann kam ein sinnverwirrendes, tolles Durch- und Uebereinander von Brücken, Viadukten, Eisenbahnschienen, Flußdampfern, Frachtzügen, Warenschuppen, und ringsum riesengroße Gebäude, eins immer größer und höher als das andere. Du meine Güte! ich kam ja doch auch aus einer Stadt, die damals wohl schon achtzehntausend Einwohner zählte, hatte jahrelang darin gewohnt und kannte die “ins and outs” des Stadtlebens. Ich durfte also darauf Anspruch

machen, nicht mehr ganz grün zu sein, aber — ich will's ehrlich gestehen — hier in Chicago kam ich mir wieder dunkel smaragdfarben vor. Und dir, mein alter Addisoner, ging's ebenso — vielleicht noch schlimmer.

Als wir endlich, am Ziel angekommen, ausstiegen und aus dem Gewühl des Bahnhofes auf die Straße heraustraten, fanden wir's noch wilder. Da wogten durcheinander zahllose Kutschen, Omnibusse, Expreßwagen, Straßenbahnwagen und andere Fuhrwerke von allen Arten und Farben und — wenn meine oberflächliche Schätzung nicht total falsch war — an fünf Millionen Menschen, die wie unsinnig durcheinander und an einander vorbeiliefen, wie Ameisen — genau wie Ameisen. Viele von den uniformierten unter ihnen, die nicht liefen, sondern auf dem Seitenweg herumstanden und wie rasend in die Welt hineinbrüllten, schrieen uns Buben an und griffen nach unsern Reisetaschen. Wir aber hielten diese krampfhaft fest, als gälte es unser irdisches Dasein, entrannen den Kerlen und tauchten hinab in das Straßengewühl. Wie wir hindurchkamen — „ja, das weiß kein Mensch zu sagen," aber wir kamen durch; und als wir endlich wieder daraus emportauchten, da waren wir richtig auf dem gesuchten Bahnhof der Northwestern.

Kapitel III.

Und dort fand ich dich, mein alter Addisoner, der du dazumal, gleich mir, erst ein Addisoner werden wolltest. In deinem funkelnagelneuen, aber — verzeih', daß ich

ehrlich bin! — ganz miserabel sitzenden Anzug, den dein guter Vater daheim in Henry Meyer's General Store (Barbed Wire, Binder Twine, Machine Oil and Wedding Presents a Specialty) als ein Produkt der allerneuesten Mode gekauft hatte, standest du auf dem Perron und schautest mit schüchternen, schier angstvollen Augen in die backsteinerne Wildnis, die uns rings umgab. Ein Chicagoer Straßenlümmel versuchte, den Heusamen aus deinen langen Haaren zu schütteln — du merktest es nicht; denn dich beschäftigte der Gedanke, ob nun, da du studieren gingst, dein schwarzes Lieblingskalb daheim auch seine richtige Pflege bekäme. Die Sonne war mittlerweile hoch am Himmel emporgestiegen und es war recht heiß geworden; denn noch immer schrieben wir August. Dein neuer Anzug war für Addisons Prairiewinter berechnet, nicht für Augustwetter. Deinen vorsündflutlichen "carpet-bag", strotzend voll von köstlichen Mundvorräten von der Mutter daheim, mochtest du bereits durch die halbe Stadt geschleppt haben, denn der Schweiß lief dir unter dem Rand deines schweren Filzhutes hervor und herab über deine schönen, roten, dicken Backen, und dein schöner, ehemals weißer Papierkragen war längst zum braunen Strick geworden. Du stammtest aus Wisconsins Wäldern, von Minnesotas Prairien, oder aus Missouris Bergen, das hättest du nicht leugnen können; denn "it was written all over you." Du machtest auch kein Hehl daraus; denn unter deiner schweren Winterkluft schlug ein aufrichtiges, liebes, goldenes Herz, wie sich später herausstellte. Aus dir ist auch ein sehr tüchtiger Lehrer geworden, der Stolz deiner Konferenz.

Dort auf dem Bahnhof der Northwestern fand ich



Du stammtest aus Wisconsins Wäldern; it was written all over you.

auch dich, mein alter, zeitweiliger Addisoner, dich da beim Sodawasser-Stand. Du trugst auch einen blitzneuen Anzug, aber der saß fast wie angegossen. Deinen leichten grauen Sommerhut trugst du schief auf's rechte Ohr hinübergekippt. Du trugst auch eine Reisetasche in der Hand, aber es war eine lederne, die du übrigens blos deshalb mit dir umhertrugst, weil du für die zehn Cents, die dir das "checking" gekostet hätte, einige Zigarren oder zwei Packete „Duke's Mixture" kaufen konntest. Hätte man deine Reisetasche einer Inspektion unterwerfen können, so würde man ohne Zweifel neben den von Mama eingepackten Kuchen und sonstigen "goodies" auch eine "corn-cob", oder einen dicken Kuchen — "star" — gefunden haben. Von dir hätte kein Mensch sagen können:

„Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Träne trübt des Auges Schein";

denn dein Mund hatte gar nicht Zeit, sich vom Schmerz umzucken zu lassen; er hatte vollauf zu tun, die "two for five" zu halten, an der du eifrig zogst. Und dein Auge dachte nicht daran, sich durch verborgene Tränen trüben zu lassen, sondern flog durch den Wartesaal wie das eines Spatzen zwischen den Straßenbahngeleisen. Wenn man dich auf englisch anredete, antwortetest du ganz amerikanisch, konntest auch schon recht nett "Aw gwan!" oder "Give us a rest!" sagen. Du schienst überhaupt ein ganzer Kerl zu sein. Wie unser Minnesotaner, trugst auch du eine Aufschrift. Die aber lautete: Cleveland, Baltimore, New York, Detroit oder gar—Chicago. Die Zu-

kunft schien dir wenig Gedanken zu machen; die Gegenwart war viel interessanter. Deine größte Sorge schien zu sein, wo du jetzt für so wenig Geld als möglich in der Nachbarschaft ein Mittagessen kaufen könntest. Du warst einer von denen, die, gleich mir, verwundert und nicht wenig entrüstet dreinschauten, die Ohren an den Kopf legten und bald den rechten, bald den linken Hinterfuß in unmißverständlicher Weise erhoben, als ihnen Addisons allzuenges Joch auferlegt und festgeschnallt wurde. Wer dir bis hierher gefolgt ist, ahnt mit Fug und Recht, daß du das Joch nicht lange getragen hast, sondern mit dem "Consilium abeundi" in deiner ledernen Reisetasche wieder dahin zurückgekehrt bist, von wo du nie hättest kommen sollen.

Dort im Wartesal der Northwestern fand ich endlich auch euch, ihr alten Addisoner, die ihr schon längst eingebrochen waret und das Addisoner Joch schon jahrelang getragen hattet und in allem vorsichtig auftratet. Ihr machtet fröhliche Gesichter und ein Wesen sonder gleichen, wenn ein anderer schon eingebrochener Addisoner durch die Tür hereintrat und sich zu euch gesellte. Ihr schütteltet einander die Hände, klopftet einander auf den Rücken und grinstet einander an — wundervoll — gerade so wie die Gymnasiasten in Fort Wayne bei der Wiederkunft nach den Ferien. Das war fein und heimelte mich mächtig an. Aber wovon ihr untereinander redetet, war mir nicht klar. Deutsch war's — in Addison sprach man damals fast ausschließlich deutsch — und trotzdem konnte ich nicht recht klug daraus werden. Ihr redetet von Pfefferorgel und Orgel eins, von Nord- und Südflügel und von einem Fuchsstall und von einem gewissen „Charley",

der irgendwie mit der Pfefferorgel zusammenhängen mußte. „Kniepen“ wurde sehr oft erwähnt. Das reimte sich nach meinem Dafürhalten recht gut mit Studenten; aber ihr Addisoner sprachet es „Kniepen“ aus. Das war vielleicht Addisoner Plattdeutsch; wir in Fort Wayne sagten „Kneipen.“ Auch von Böcken war vielfach die Rede und unter diesen schien einer, den ihr Seminarbock nanntet, eine besondere Rolle zu spielen, war vielleicht so eine Art Generalissimus unter den übrigen Böcken. Einer von euch rief aus: „Wunder, ob ich Bock bin!“ Rätselhaft! Wer konnte denn das besser wissen, als er selbst? Von Windhunden hatte ich viel gelesen und gehört, hatte derselben gar viele selber gesehen; die kannte ich gut. Ihr aber redetet hier von Windfüchsen, und, wenn ich recht verstand, besaß jeder von euch einen solchen. Die Rätsel mehrten sich. Warum führtet ihr das Viehzeug nicht mit euch? Niemand von euch hatte den seinigen bei sich. Wo hattet ihr eure Windfüchse die Ferienzeit über gelassen? O, war der erwähnte Fuchsstall vielleicht zu dem Zweck da? Aber wer hatte die Bestien während der Ferien versorgt? Wo kauftet ihr übrigens die Windfüchse? Alles dies gab mir zu denken. Mein guter Vater war immer ziemlich liberal; er kaufte mir alles, dessen ich bedurfte, und kaufte gut, aber ob er mir gestatten würde, mir auch einen Windfuchs zuzulegen und denselben auf seine Kosten zu erhalten, das bezweifelte ich sehr. Doch, wenn es zum guten Ton in Addison gehörte und sein mußte — ich konnte ja den Versuch machen.

Ach, ach, ach! und noch ebensoviele Weh dazu! Ich habe nie einen Windfuchs zu kaufen brauchen, aber kaum eine Woche nach meiner Ankunft in Addison war ich —

sollte man's glauben? — selber ein Windfuchs. Hiervon jedoch später, wenn die Lösungen der Rätsel nach und nach zur Sprache kommen.

Kapitel IV.

In einer jener kleinen, jämmerlichen Restaurationen in der Nähe des damaligen Northwestern-Bahnhofes nahmen die meisten von uns ihr opulentes Mittagsmahl ein, das uns fünfzehn oder zwanzig Cents kostete. Was uns aufgetischt wurde, weiß ich heute nicht mehr; daß es aber bei weitem alle Mahlzeiten übertraf, die ich auf dem Seminar je gegessen habe, sei hiermit öffentlich und feierlichst attestiert. Als wir im Oktober — wunderbarerweise — die Erlaubnis erhielten, die Ausstellung in Chicago zu besuchen, habe ich die seltene Gelegenheit benutzt, dieselbe Restauration aufzusuchen und mich zweimal an einem Tag wieder ordentlich sattzuessen. Die Ausstellung war gut, aber das Sattessen besser.

Kurz nach Mittag verließ der Zug, der uns unserm Ziele zuführen sollte und der von uns Jungen fast gefüllt war, die Stadt und steuerte auf die Prairie hinaus. Viel hatte ich von Prairien gelesen und geträumt. Dorthin strebten ja vor Jahren die "movers", die Auswanderer, die auf der Piqua Road in Prairieschoonern am heimatlichen Pfarrhause vorüberzogen. Dorthin wollte ich als kleiner Bube selber, um mir als Skalpjäger und Freibeuter (was immer das sein mochte) einen Namen zu machen, so daß andere Buben später in Büchern

von meinen Heldentaten lesen und sich an mir ein Beispiel nehmen möchten. Und hier fuhren wir über die Prairie! Flach wie ein Tisch dehnte sich das Land nach allen Seiten hin aus; ich hätte nie geahnt, daß Land so absolut flach und eben sein könne. Es war jetzt längst in Farmen ausgelegt und bebaut, ich sah jedoch gleich, daß es auch früher nie ein Land gewesen war, in dem man das Skalpjägern und Freibeutern mit Profit hätte betreiben können. Die Indianer konnten einen aus einer Entfernung von zwei Meilen ohne Fernrohr deutlich sehen und hätten einen nach allen Regeln der Kunst skalpiert und abgemurkst gehabt, ehe man zum Freibeutern hätte ordentlich ausholen können. Ich war ganz zufrieden, daß ich im Begriff stand, einen etwas weniger gefährlichen Beruf zu ergreifen.

In Elmhurst, einer kleinen, netten Stadt, stiegen wir aus. Richtig, da stand ein großes Schulgebäude, hübsch und geschmackvoll aus Backsteinen aufgeführt. Aber was war das? Die ganze Schar, zu der ich gehörte, ließ jenes Gebäude links liegen und schritt mitten auf der Straße davon, zum Städtchen hinaus — nach Norden.

Ich fragte meinen Reisegefährten: „Wo geht's denn erst hin?"

„Nun, nach Addison — natürlich!" antwortete der.

„Ja," fragte ich, zurückdeutend, „ist denn das dort nicht das Addison Seminary?"

„Nee, mein Freund, das ist das evangelische Proseminar. Die Evangelischen haben Verstand. Wir haben noch über vier Meilen ins Land zu stiefeln, ehe wir zu dem unsern kommen."

Da bäumte sich etwas in mir auf, das stark nach Empörung schmeckte; der gewesene Tertianer rebellierte.

„Wa — — was?“ rief ich, „über vier Meilen laufen — auf dieser ‘mud-road’ — in diesem Staub — in der infamen Sonnenhitze — mit all dem Gepäck?“

„Natürlich! Was willst du denn sonst?“

„Menschlichkeit!“ rief ich, „menschliche Behandlung!“

„Junge, du hast große Rosinen im Kopf! Du denkst, du bist noch in Fort Wayne. Menschlichkeit! Solche Dummheiten mußt du vergessen, wenn du in Addison studieren willst,“ tröstete mich mein Kamerad, „etwas Derartiges giebt's in Addison nicht.“

Ich glaube, daß ich, wenn ich den Bengel nicht für einen maliziösen Aufschneider gehalten hätte, sofort umgekehrt und wieder heimgefahren wäre, zumal ich hinter mir nicht eine einzige Brücke abgebrochen hatte. Was mich hauptsächlich veranlaßte, den Worten des Jungen keinen rechten Glauben zu schenken, war das Verhalten der übrigen aus unserer Schar. Wohl mehr als die Hälfte derselben war, wie ich vernahm, schon ein Jahr oder deren mehrere auf der Anstalt gewesen. Die Jungen mußten daher die dortigen Verhältnisse kennen. Wenn sie es dort bisher ausgehalten hatten und jetzt, scheinbar vergnügt und zufrieden, auf dem Wege waren, wieder ins Seminarleben zurückzukehren, so konnte es mit der Unmenschlichkeit desselben nicht so schlimm sein. Mit dem festen Entschluß, wenigstens einen ordentlichen Versuch zu machen, marschierte ich weiter mit durch Staub und Sonnenbrand, die Reisetasche bald in der einen, bald in der andern Hand tragend.

Anderthalb Meilen mochten wir so, jeder seinen Ge-

danken nachhängend, dahingewandert sein, als ich für nötig fand, wieder einmal eine Frage an meinen Mentor zu stellen.

„Muß man diesen weiten Weg immer zu Fuß machen, wenn man zur Eisenbahn gelangen will?“ fragte ich.

„O, nein,“ erwiederte er, „du darfst ihn auch fliegen, wenn du Flügel hast; wenn du schnurgerade über die Felder weg fliegst, kannst du sogar ein gut Stück Wegs abschneiden — **ha ha!“**

Ich hätte ihm gern meine Reisetasche um die Ohren geschlagen; seine niederträchtig sarkastische Weise ärgerte mich. Ich folgte meinem Impulse aber nicht, denn ich mochte es jetzt noch nicht mit ihm verderben, da ich noch mehr zu wissen wünschte.

„Giebt's denn gar keine Fahrgelegenheit zwischen Elmhurst und dem Seminar?“ fragte ich ihn.

„Früh morgens mitunter,“ entgegnete er, „wenn ein Plebs (Addisonisch für Bauer) seine Milch zur Käsefabrik in Kniepenburg fährt und einmal besonders gut gelaunt ist — mag sein, daß dich der Kerl dann 'mal aufsitzen läßt. Gern tut er's aber nicht, das kann ich dir sagen.“

Ich fragte nicht weiter. Der Junge war offenbar ein Pessimist vom reinsten Wasser, für den es keine Lichtseiten gab, dazu auch noch ein Aufschneider.

Ach, ich ahnte nicht — konnte nicht ahnen, daß er mir in allen seinen Antworten die reinste, lauterste Wahrheit gesagt hatte.

Weiter tratschten wir durch Staub und Sonnenbrand. Es war auffallend still unter uns geworden; niemand kümmerte sich mehr um seinen Nächsten; ein jeder hatte

vollauf mit sich selbst zu tun. Immer öfter wanderte die schwere Reisetasche aus einer Hand in die andere;. immer öfter blieben wir stehen, um uns den Schweiß vom Gesicht und aus dem Hute zu wischen.

Bei letzterer Beschäftigung machte ich eine Beobachtung. Man hatte mir daheim lauter weiße, leinene Taschentücher mitgegeben, von der Größe, wie sie derartige Taschentücher in der Regel haben. Hier aber nahm ich wahr, daß die älteren Schüler fast ausnahmslos die großen, roten oder blauen sogenannten „Bandanas" gebrauchten. Ich machte meinem Reisegefährten gegenüber eine darauf bezügliche Bemerkung.

„Erfahrung—länger gebrauchen—weniger Wäsche," gab er zur Antwort.

Der Junge war schwächlich von Natur und unser Spaziergang nach Addison hatte ihn bereits so marode gemacht, daß seine Antwort, von tiefem Schnaufen unterbrochen, stoßweise erfolgte. Ich ließ ihn in Ruhe. Im folgenden Jahr brachte ich fast nur „Bandanas" mit — aus „Erfahrung."

Ueber den Bäumen links auf einer sanften Anhöhe ragte endlich ein großes, gelbgraues Gebäude auf und weiter herwärts lag unter Bäumen ein Dörflein.

„Das ist Addison, oder, wie es hier allgemein genannt wird, Kniepenburg, und das große Gebäude dort ist unser „Kloster," belehrte mich mein Gefährte.

Als wir das kleine, damals recht kümmerliche Nest erreicht hatten, verließen wir die Mitte der Straße und den Staub und wanderten fortan im Gänsemarsch auf einem schmalen Bretterweg dem Seminar zu. Was mag in den Herzen der Neuen vor sich gegangen sein, die den

Weg zum erstenmal machten? Ich selber stellte fortwährend Vergleiche an zwischen diesem Einzug in Addison und meinem früheren in das Gymnasium zu Fort Wayne und konnte die Strophe aus dem Märchenbuch: „Ich arme Jungfer zart, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“ gar nicht aus dem Sinn loswerden.

In Schweiß gebadet, über und über mit Staub bedeckt, schier verschmachtet vor Durst, mit erlahmten Armen — so hielten wir unsern Einzug in den Hof des Seminars — des „Klosters,“ wie es von den Seminaristen oft genannt wurde. Links vom Haupteingang des Gebäudes befand sich eine Cisterne mit einer Pumpe darauf und wir Verschmachteten samt und sonders stürzten darauf zu. Wasser! Endlich einmal ein Trunk Wasser! Enttäuscht wandten wir uns wieder ab — es war kein Trinkbecher vorhanden. Wir stiegen die damals noch hölzerne Freitreppe hinan und traten durch das Hauptportal ein in das Haus, das uns auf Jahre hinaus ein Heim sein sollte. —

Dies ist, mein alter Addisoner, wahrheitsgetreu unser Einzug in Addison gewesen, wenn du dazumal zu unserer Schar gehörtest. Du wirst dich alles dieses ebenso wohl erinnern wie ich, namentlich, wenn du ein Neuer warst.

Kapitel V.

Was in der ersten Viertelstunde meines Addisoner Aufenthaltes passierte, was ich z. B. mit meinem Gepäck angefangen und wo ich es gelassen habe, weiß ich heute



„Nimm ihn und drück' dich!"

nicht mehr. Wo die Schar, mit der ich eingezogen war, blieb, nachdem wir den halbdüstern Hauptgang erreicht hatten, weiß ich ebenfalls nicht. Wessen ich mich aber deutlich entsinne, ist, daß ich entsetzlich Durst litt und umherlief, einen Becher zu finden. Auf dieser Suche schaute ich auch durch die offene Tür eines Zimmers, das mir nachher als (Nummer) Eins bezeichnet wurde. Dort auf dem langen Tisch inmitten des Raumes erblickte ich endlich, was ich suchte — einen blechernen Trinkbecher! An dem Tisch saß ein Mann mit fast schneeweißem Haar und einem gewaltigen, ebenfalls weißen Schnurrbart und schrieb.

„Ah," dachte ich, „wahrscheinlich einer der Herren Professoren."

Demütig an der Tür stehen bleibend, entbot ich dem Herrn meinen untertänigsten Gruß und erbat von ihm die Erlaubnis, den Becher zur Stillung meines Durstes benutzen zu dürfen.

Der Mann brummte etwas durch seinen Schnurrbart nieder auf sein Manuskript, das ich nicht verstand. Als ich nicht sofort den Becher holte, schaute der Herr Professor auf, sah mich an und als er bemerkte, daß ich ein Neuer sei, schnauzte er mich an: „Hol' ihn dir doch, Fuchs, oder erwartest du, daß ich aufstehe und ihn dir ehrerbietigst auf einem Präsentierteller darreiche? Nimm ihn und drück' dich!"

Ich habe ihm den Becher nicht an den weißen Kopf geworfen, trotzdem mein alter Adam sein Bestes tat, mich dazu zu verleiten, und habe mich später stets gefreut, daß ich der Versuchung widerstanden hatte. Im Gegenteil, ich nahm den Becher, drückte mich und trank und

trank. In meinem Herzen aber dachte ich dabei: „Wenn die Herren Professoren hier alle von dem Kaliber sind, dann ist's gut, daß die Brücken hinter mir alle intakt sind.“

Es geht doch manchmal gar sonderbar zu in der Welt — ganz sonderbar! Hast du, freundlicher Leser, von diesem Herrn Professor einen üblen Eindruck gewonnen? Es sollte mich nicht wundern. Doch höre weiter!

Dieser vermeintliche Herr Professor war nichts weniger als ein Professor, sondern der trotz seiner äußeren groben Schale überaus gutmütige und freundliche H. H. H. (“Good for man and beast”, sagten wir von ihm, wir loses Volk), der keineswegs vor Alter, sondern von Natur fast schneeweißes Haar hatte — ein Schüler der obersten Seminarklasse, den das Lehrerkollegium für dieses Jahr zum „Seminarbock,“ wollte sagen: zum Seminarältesten, oder, wenn du das besser verstehst: zum Primus Omnium gestempelt hatte, und der eben, als ich ihn störte, dabei war, seine Schülerlisten, die er in seiner Stellung gebrauchte, anzufertigen. Er war zugleich „Bock“ — Stubenältester — Decurio im Zimmer (Nummer) Eins und ich — es wird immer sonderbarer — ich sein Stubengenosse.

Was wirst du aber erst denken, lieber Leser, wenn ich dir sage, daß wir beide noch vor Verlauf von zwei Wochen bereits Busenfreunde waren? Sonderbar, in geradezu inniger Liebe schlossen wir uns trotz des Altersunterschiedes an einander an, also daß wir nicht nur Tabak von einander „pumpten“ — was schon ein gutes Zeichen ist —, sondern mit der Zeit auch anfingen, gemeinsam die edle Theorie der Musik zu studieren und zwar mit solchem

Eifer, mit solcher Hingabe, daß wir am Schluß des Jahres eine Neun auf unserm Zeugnis bekamen. Warum mein H. H. H. keine Zehn bekommen hat, weiß ich nicht; verdient hatte er sie ehrlich. Warum ich selber mit einer Neun davonkam, erfuhr ich fünfundzwanzig Jahre später, als unsere Klasse in Addison Jubiläum feierte. Bei dieser Gelegenheit fragte ich unsern guten Theorielehrer, der mitfeierte, warum er mir damals eine Neun aufs Zeugnis geschrieben habe und nicht eine Zehn, wie sie mir doch eigentlich zukam. Da lachte er laut auf und erwiederte: „O, das hatte seinen Grund: Sie konnten nämlich so schöne, dicke, fette Noten malen.“ Das hätte ich anno '82 wissen sollen, ich hätte noch viel dickere und fettere Noten gemalt und vielleicht eine Acht erobert.

Wir beiden Freunde teilten redlich, wie man heutzutage sagt, "fifty-fifty" und gingen, wie wir später, als wir älter wurden, mehr oder minder reumütig erkannten, darin einmal etwas zu weit. Wir Schüler wurden damals nach einem aus den ersten Anfängen der Anstalt stammenden abusus in unserer Erholungszeit nach dem Unterricht zu allerlei körperlichen Arbeiten auf Hof und Feld abkommandiert, Arbeiten, die nicht uns, sondern dem Hausverwalter und seinen Knechten zukamen, z. B. Heuladen, Holzsägen, Kartoffelanhacken und dergleichen mehr; in einem Winter zwang man uns sogar, den etwa vier Fuß tiefen Schnee von der öffentlichen Landstraße zu schaufeln, damit die Farmer ihre Milch zur Käsefabrik fahren konnten. Alles Remonstrieren dagegen war vergebens; bei der höchsten Instanz hieß es: "Sic volo, sic jubeo — Basta!“ und dabei blieb es. Eines Abends,

nachdem ich mit einem andern etwa vierzig Bushels Kartoffeln vom Wagen in den Keller getragen hatte, legte ich den Fall mit einem nachdrücklichen Protest meinem Freunde vor, der kraft seines Seminarbock-Amtes auch bei solchen Arbeiten Herrscher und Gebieter war. Er zog seine Denkerstirn in tiefe Falten, sah mich an — so ein wenig von der Seite, und versicherte mich, die Angelegenheit nach allen Seiten hin in Erwägung ziehen zu wollen. Er hielt sein Versprechen und das Resultat seiner Erwägung war ein weises, wenn auch etwas autokratisch und nicht ganz selbstlos erfundenes und einstimmig passiertes Ausnahmegesetz, nach welchem ich aus nicht weiter angegebenen Gründen fürderhin von allen besonders degradierenden, plebejischen Leibesübungen dispensiert war, während mein Freund infolge dieses Gesetzes von da an, ebenfalls aus nicht angegebenen Gründen, sich immer guter Zensuren in seinen Aufsätzen erfreute.

Ein Professor ist H. H. H. nie geworden, ein großer Musiker trotz seines Theoriestudiums auch nicht, ebenso wenig wie sein Genosse im Theoriestudium, aber nach dem Urteil derer, die ihn in seiner späteren Amtstätigkeit beobachten konnten, soll er einen vorzüglichen Kleinkinderlehrer abgegeben haben. Ich zweifle nicht, daß er die Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler in höchstem Maße genoß und zwar als Erwiederung seiner eigenen natürlichen Freundlichkeit und Leutseligkeit.

Wollen wir nun eine Moral aus diesem Vorkommnis ziehen, so wird es wohl diese sein müssen, daß man sich in manchem Menschen gar sehr irren kann, wenn man ihm nur ein einziges Mal begegnet — besonders, wenn jener

Mensch weißes Haar hat, mit der Anfertigung von Schülerlisten beschäftigt ist und man ihn um einen Becher bittet.

Kapitel VI.

Wenn ich doch ein Dutzend oder zwei alter Addisoner um mich her versammeln könnte, die mir erinnern hülfen! Ich meine Jungen aus meiner eigenen Studienzeit, Jungen, die jetzt Grauköpfe sind und längst selbst wieder Jungen auf den verschiedenen Anstalten und selbst schon im Amt haben. Was für feine Histörchen, was für amüsante Erinnerungen kämen da nicht einmal wieder ans Tageslicht.

Ach, es waren fast ausnahmslos liebe, brave Jungen. Der Ausdruck „harmlos“ paßte auf sie wohl am besten. Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß wir „ohne Wandel“ einhergingen, stets den Vorschriften gemäß, tadellos und unsträflich. Bewahre! Derartige Jungen giebt's nicht auf dieser bösen Welt. Wir waren Buben! Diese drei Worte decken alles. Die freundliche Leserin (den Leser wird's weniger anfechten, weil er einst selber ein Bube gewesen ist) wird in diesen Erinnerungen ohne Zweifel manches finden, was ihr Kopfschütteln und den Ausruf: „Buben sind und bleiben Buben“ abnötigen wird; ich kann ihr aber die Versicherung geben, daß unter den Studenten zu meiner Zeit, soweit ich sie kannte, nicht ein einziger wirklich gottloser, absichtlich boshafter und unchristlicher Mensch war. Ich habe anderswo in meinem Leben viele ganz andere Menschen kennen gelernt, selbst

unter Kindern — Mädchen wie Knaben —, im Vergleich mit welchen die unbotmäßigsten Addisoner harmlose junge Neufundländer waren. Hätten wir nicht mitunter aus Bubenübermut Dummheiten gemacht und Bubenstreiche ausgeführt, so wären wir in dem sonst so unnötig harten und ganz freudlosen Klosterleben, das von den Worten „Verboten“ und „Du mußt“ an allen Seiten förmlich umgittert war, manchmal schier verzweifelt.

Hier wird dieser oder jener alte Addisoner kritisch sein Haupt schütteln und sagen: „Das ist doch wohl zu viel gesagt; ich erinnere mich, während meiner Studienzeit oft tüchtig gelacht zu haben, und wo man lacht, ist doch meistens Freude.“ Richtig! Ich habe auch oft gelacht, mich auch manchmal herzlich gefreut, aber nenne mir — unser berühmtes „Pfannkuchen-Supper“ ausgenommen — eine einzige Freude, die wir uns nicht selbst bereitet hätten, oder die uns nicht aus dem Zusammenleben, dem Umgang mit fröhlichen Malefizbuben erwachsen wäre. Zehn gegen eins, du weißt von keiner einzigen. Doch — dreh's Kränchen zu, Bruder, es kommt trübe! — —

Einer von den Jungen, die ich zur Hilfe um mich versammeln möchte, dürfte der gutmütige, plattdeutsche Ohioer sein, der wegen seiner sechs Fuß nur der „Lange“ hieß, ein Klassengenosse des Seminarbocks war und mit uns in Eins wohnte. Er gehörte zu denen, die, ohne es weiter zu beabsichtigen — durch ihre drolligen Einfälle und ihren guten Humor Freude ausstreuen. Er war immer gut gelaunt und verarbeitete mehr “star” als ihm seine allezeit magere Kasse eigentlich erlaubte, weshalb er oft mitten unter dem Studieren seinen langen Körper vom Stuhl erhob und ins Zimmer hineinfragte:

„Kerle, was ratet ihr?“ Die Antwort war allemal: „Der Lange hat wieder kein Primchen mehr,“ worauf er schmunzelnd sagte: „Kinder, ihr könnt famos raten; wer von euch hat eins?“ Er bekam in der Regel, was er verlangte. Wenn er gegen Abend die letzte Unterrichtsstunde glücklich hinter sich hatte und seine gute Laune auf pari stand, glaubte er, singen zu müssen, und hub an mit greulicher Stimme:

„O bäwer man nich',
Ich bin ja bei dich;
Du bist ja mein Schätzgen,
Du weetst et man nich'.“

Der brave Bursche! Ob er es je zu einem Schätzchen gebracht hat, habe ich nie erfahren. Das Stärkste am ganzen Langen war sein guter Humor. Seine Körperbeschaffenheit war den Strapazen des Addisoner Seminarlebens nicht gewachsen. Nach wenigen Jahren, die er amtierte, ging er heim—an der Auszehrung.

Ein zweiter dürfte sein „Min Pritz,“ der liebe Junge aus Wisconsin, der einem Professor, der damals die Anstalt eine Zeitlang unsicher machte, das Tuten auf der Trompete beibringen sollte, dies auch redlich versuchte und dafür — o, wie beneideten wir anderen ewig Hungrigen ihn! — wöchentlich ein gutes, solides Abendessen bekam. Min Pritz, der heimlich Verse machte und uns eines Tages einen Käfig mit drei sehr lebendigen Eichhörnchen, die er, wer weiß wo, aufgegabelt hatte, ins Zimmer schleppte und uns die ohnehin schon schlechte Luft damit geradezu verpestete. Er liebte die Eichhörnchen

und wir liebten den Pritz, darum ließen wir beide gewähren und atmeten fast ein Jahr lang Eichhörnchenduft.

Ein dritter, von dem wir ohne Zweifel ganze Schätze von Erinnerungen einheimsen könnten, wäre der „Bur," der unverwüstliche „Schwarze," wie er viel genannt wurde, der mit seinen schwarzen, glänzenden, lachenden Augen so keck in die Welt schaute und das Ideal der Addisoner Mädchenwelt war, der auch in der Musikkapelle des Seminars das Kornett blies wie kein anderer. Bur und ich waren von Anfang an gute Freunde, sind es auch immer geblieben. Wir hatten nämlich vieles gemein, zum Beispiel Hunger, Appetit, Eßlust, einen knurrenden Magen und dergleichen. Doch das hatten wir mit allen andern Seminaristen gemein. Bei uns kam noch hinzu der Hang zum Philosophieren und Disputieren über allerlei naturwissenschaftliche Fragen, bei deren Erörterung wir stets bestrebt waren, der Sache auf den Grund zu kommen, und zu dem Zweck ökonomische und juristische Punkte mit hereinzogen. Das war interessant und erforderte viel Nachdenken und noch mehr Forschen, war jedoch auch fruchtbringend, meistens allerdings bloß für unser judicium, mitunter aber auch für die Gegend, die in der Medizin "stomalis regio" genannt wird. Hierzu ein Beispiel.

Eines Tages begegnete mir der Schwarze weit hinten im Hof. Er schien in Nachdenken versunken zu sein. Das war ein gutes Zeichen.

„Aha," dachte ich, „der philosophiert wieder einmal; gib acht, er rückt bald mit der Sache heraus." Und so war's auch.

„Sag' einmal, Zepp," begann er und schaute dabei

gleichgültig auf die Prairie hinaus, „— ich habe eben so darüber nachgedacht—wie viel Eier kann wohl ein Huhn auf einmal ausbrüten?“

„Wo ist das Nest?“ fragte ich in Erwiderung.

„Meine Frage ist rein wissenschaftlicher Natur,“ sagte Bur, seine Stirn runzelnd und seinen sinnenden Blick nicht von der Prairie wendend, „sie hat mit einem Nest nichts zu tun. Ich möchte nur wissen, wieviel Eier ein Huhn auf einmal ausbrüten kann. Weißt du das?“

Nun,“ antwortete ich etwas enttäuscht, „das kommt auf die Größe des Huhns an. Das Durchschnittshuhn bedeckt zwölf bis vierzehn Eier, recht große Hennen mitunter noch einige mehr.“

„Hm! — Kommt es vor, daß Hühner manchmal Eier in anderer Hühner Nest legen?“

„Deine Frage beweist, daß du aus Chicago stammst. Wärest du auf dem Lande aufgewachsen, so wüßtest du, daß ein Huhn, wenn es an einem netten, einladenden Nest vorbeikommt, in welchem bereits Eier liegen, allemal noch eins dazulegt. Das ist Manie bei ihm, es kann's nicht lassen.“

Burs Gesicht leuchtete auf. Seine Augen waren jetzt voll Interesse auf mich gerichtet. „So,“ sagte er, „das erklärt manches. Dann brauchen nicht alle Eier, die man in einem Nest findet, notwendig von derselben Henne gelegt worden zu sein?“

„Bewahre! Hast du nicht bemerkt, daß die Eier in dem Nest, das du gefunden hast — wollte sagen, von dem du redest, nicht alle von derselben Farbe sind?“

„Wenn ich bitten darf, ich habe von gar keinem Nest

geredet. Wir handeln hier rein naturwissenschaftlich und zwar abstrakt.“

O so! Nun, dann brauchen wir nicht länger hier im scharfen Prairiewind zu stehen; das Abstrahieren geht besser beim warmen Ofen.“

„Nein, bleib' noch ein wenig stehen. Sag', bist du hungrig? Du siehst so aus.“

Ich merkte, daß er näher rückte.

„Wie immer—natürlich!“ sagte ich.

„Selbstverständlich, gerade wie ich. Um aber wieder auf unser Thema zu kommen: Wenn man in einem Nest eine ganze Menge Eier findet . . . .“

„Bur, Bur, wo ist das Nest?“

„Unterbrich mich nicht! Ich frage: Wenn man in einem Nest sehr viele Eier findet, so ist damit nicht gesagt, daß sie schon alle faul sind—wie?“

„Die Antwort darauf kannst du viel schneller bekommen, wenn du mich zu dem Nest führst. Dort kann ich dir mit staunenswerter Sicherheit und mit fast affenartiger Geschwindigkeit sagen, welche von deinen Eiern frisch und welche alt sind; aber sehen muß ich sie natürlich. Wo ist das Nest?“

„Ich rede ja von keinem wirklichen Nest, sondern nehme blos eins an, ebenso wie die Eierzahl.“

„Ach,“ sagte ich, „wenn wir doch zu keinem wirklichen Nest kommen sollen, dann laß uns aus dem abscheulichen Wind gehen. Im Zimmer werde ich dir nachweisen, daß bei einem Nest, das eine ganze Menge Eier enthält, auch ein juristischer Punkt in Frage kommt.“

„Juristisch? Wieso?“

„Ja, sieh', wenn eine Henne blos zwölf bis vierzehn

Eier ausbrüten kann und sie setzt sich trotz besser Wissen und Gewissen auf—wie viel Eier sind in deinem Nest?"

„Dreiundzwanzig!"

„Nein! Das ist ja gräßlich, Bur! Das ist nicht nur gegen alle Moral, sondern auch gesetzlich unerhört. Wenn da nicht prompt eingeschritten wird — — o, ich kann's gar nicht ausdenken! Führe mich zu dem Nest!"

„Zepp," sagte Bur, „du bist eigentlich ein abscheulicher Kerl, aber komm!"

Ein solches Nest voll Eier hatte ich alle meine Lebtage noch nicht gesehen. Es war schon mehr eine Bank, in welcher die Hühner von der ganzen Farm scheinbar alle ihre Ersparnisse deponierten, und zwar eine ganz neue Bank; denn, wie eine genaue Inspektion nachwies, waren die Ersparnisse fast sämtlich neuesten Datums.

Zur Seite des wundervollen Nestes verhandelten wir nun weiter; denn mit dem bloßen Bewundern—das sahen wir gleich—war hier nicht gedient; es mußte eingeschritten werden.

„Hast du das Huhn, das hier brüten will, gesehen?" fragte ich Bur.

„Ich habe ein Huhn von dem Nest kommen sehen, ob's aber dasjenige war, das hier brüten will, kann ich nicht sagen."

„Hat's gegackert?"

„Ja."

„Hm! — Hm! Das paßt nicht ganz. Doch übersehen wir das und nehmen an, es war das Huhn. War's ein großes?"

„Nein, ein kleines, mageres, graues."

„Das paßt gut! Hast du nicht schon gemerkt, Bur,

daß kleine magere Hühner nie wissen, was sie tun? Hier haben wir ein eklatantes Beispiel. Da nimmt sich ein kleines mageres und noch dazu graues Vögelein heraus, dreiundzwanzig große Eier ausbrüten zu wollen, ohne die Sache reiflich überlegt zu haben, ohne sicher zu sein, daß es der riesigen Aufgabe gewachsen ist. Die Idee allein ist schon strafwürdig. Es liegt klar auf der Hand, daß es im Leben keine dreiundzwanzig Küken herausbringt."

„Ich weiß nicht, ob das Huhn, das ich sah, wirkl . . . "

„Macht gar nichts aus! Du hast vorhin ein Nest und eine Eierzahl „angenommen", hier nehmen wir das Huhn selber an. Wie viel Eier kann nach deiner Ansicht das Huhn, das du sahst, mit seinem Körper bedecken und demnach ausbrüten?"

„O, vielleicht drei."

„Ach, geh' doch! Einige mehr werden's wohl sein. Doch das ist einerlei; hier haben wir es mit dreiundzwanzig ganzen Eiern zu tun. Lassen wir sie alle dem Tierlein, so rutscht es bald nach rechts, bald nach links, bald nach vorn, bald nach hinten auf dem ganzen Nest herum; denn es will doch gerecht gegen alle Eier sein. Aus den Eiern mitten im Nest, die seine Körperwärme anhaltend bekommen, bringt es schließlich, wenn's sehr gut geht, zehn Küken heraus. Was geschieht mit den übrigen dreizehn? Die sind für die bedürftige Menschheit absolut verloren. Und hier ist es, wo die juristische Frage hereinspielt. Sieh' wenn ein Mensch sein eigen Haus oder seine Scheune mutwillig niederbrennt, so ist das gesetzwidrig gehandelt und der Mann kommt ins Loch. Das mutwillige Verwüsten von guten, brauchbaren Eiern

ist ganz dasselbe—nach unserer Ueberzeugung ein Kriminalverbrechen und zwar ein fast größeres als das Niederbrennen eines Hauses. Warum? Ein Haus kann man nicht essen, durch den Genuß der dreizehn Eier jedoch können wenigstens zwei schöne Menschenleben gerettet werden—vom Verhungern nämlich. Das Hühnchen erkennt nicht die Größe seines Vergehens; wir hingegen haben die Erkenntnis und daher als zukünftige gesetzliebende Bürger dieses Landes auch die Pflicht, das Verbrechen zu verhindern. Zu diesem edlen Zweck mache ich dir nun folgenden Vorschlag: Wir lassen dem Hühnchen dreizehn Eier—das ist "fair", und die übrigen zehn legen wir einer andern Henne unter; dann ist . . . "

„Ich bin stramm dagegen!" rief Bur. „Das wäre weder wissenschaftlich noch ökonomisch gehandelt. Ich habe dir ausdrücklich gesagt, daß das Huhn klein und mager ist. Ich bitte dich, was soll es mit dreizehn Eiern anfangen? Lassen wir ihm zehn und suchen uns für die dreizehn eine große Henne. Weit besser noch wäre es, wir ließen ihm blos acht oder sechs Eier, es könnte dann, wenn es sieht, daß es mehr verarbeiten kann, noch einige dazulegen. Du verstehst dich ja auf's Alter von Eiern; such' mal fünfzehn — nein, mach' lieber eine gerade Zahl draus — sechzehn der allerfrischsten heraus. Weißt du, eine andere Henne, besonders wenn sie es von Haus aus besser gewöhnt und dazu vielleicht auch noch von Natur etwas zart besaitet sein sollte, mag nicht gern auf schon versessenen Eiern brüten. Es widersteht ihr.—Denkst du nicht auch so?"

Das leuchtete mir ein; denn es stimmte mit der Vernunft. O, Bur war keineswegs dumm, er konnte scharf

denken! Wir machten es so. Einen Korb hatten wir nicht, darum steckten wir jeder acht Eier in unsere Rocktaschen und suchten darauf in größter Eile (es mußte in Eile und daher leider etwas oberflächlich geschehen, da uns fror) die ganze Gegend nach einer großen Henne ab, die aussah, als ob sie brüten möchte. Wir fanden zu unserm Leidwesen keine, und so nahmen wir die Eier vorläufig mit auf unser Zimmer, wo Bur sich mit Fleiß daranmachte, auch die Kunst zu lernen, wie man alte Eier von frischen unterscheidet. —

Ein vierter im Kreise der Gehilfen im Erinnern dürfte der kleine, untersetzte Milwaukeer sein, der die „Tyroler Heimatsklänge" so schön geigte und der eines Abends spät, nachdem wir — alle sechzig oder siebzig, die wir in dem gräßlichen Schlafsaal über dem Mittelgebäude schliefen — endlich zur Ruhe gekommen waren und nun schlafen sollten, sich auf einmal erinnerte, daß er Salbe gegen Milbenbiß besäße, und dieses Faktum dadurch annoncierte, daß er laut durch die Stille rief: „Wer Jiggers hat, der melde sich bei mir, ich hab' Salbe!" und zum Lohn für diese Offenbarung seiner Nächstenliebe vom Stubenältesten prompt dazu verdonnert wurde, am nächsten Morgen den ganzen Schlafsaal zu fegen.

Ferner wäre zu nennen der feurige Sohn Baltimores, dem ich ein ganzes Jahr lang an jedem Sonntagabend meine Sonntagsweste borgte, damit er mit Anstand bei „Hausverwalters" einen Besuch machen konnte, und der wild wurde und mir drohte, nie und nimmer wieder meine Weste zu borgen, wenn ich fortführe, daran nach langen Haaren zu suchen, nachdem er sie mir zurückgegeben habe.

Diese Besuche bei „Hausverwalters" waren helle Lichtblicke in des hübschen und damals schon einundzwanzigjährigen Baltimorers sonst ziemlich freudlosem Leben. Ich wußte, daß er ihnen die ganze Woche über sehnsüchtig entgegensah, daher der bereitwillig geleistete Vorschub meinerseits. Von seiten der machthabenden Autorität des Seminars jedoch wurden die Besuche, als sie hinter dieselben kam, als „gravierende Disziplinarfälle" angesehen und meine Weste mit dem Baltimorer darin flog eines Sonntagabends zur Hausverwalterswohnung heraus und das stereotype „Verboten" wurde fortan als Riegel vor die Tür geschoben. Meine unbotmäßige Weste aber fuhr trotzdem fort, in der nun schon gewohnten Eigenschaft Dienste zu tun—nur der Baltimorer und Hausverwalters wußten, wo.

Als das „Verboten" nach Schluß des Schuljahrs, gleich dem Salz, wenn es dumm wird, seine Kraft verloren hatte, und der Baltimorer seinen Ruf als Lehrer in der Tasche hatte, also tun durfte, was er wollte, gab es im Hause des Hausverwalters eine fröhliche Verlobungsfeier. Zur Hochzeit aber ist es leider nie gekommen; denn das Addisoner Strapazenleben hatte auch dieses jungen Mannes Gesundheit untergraben. Innerhalb seines ersten Amtsjahrs erlag er — der Auszehrung.

Auch gehört hierher der Willie W., der, obwohl er ein gar nicht übler Junge war, doch so voller Malefiz saß, daß er tatsächlich blos ab und zu den Kopf aus der Flut von Leibes- und namentlich Seelennöten hervorstrecken konnte, um einmal zu atmen; der unter seinem Kopfkissen im Bett den „Grafen von Monte-Cristo" ver-



„Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n."

borgen hielt, bis eines Tages seine gräflichen Gnaden vor den Herrn Direktor zitiert wurden und darauf—höchstens zur Hälfte genossen—von der Bildfläche zu verschwinden geruhten; der Willie, der einst unmittelbar vor den Osterferien, als er einmal wieder tief „drinsaß", aus des gestrengen Herrn Direktors Mund das niederschmetternde Urteil vernehmen mußte: „W., du darfst wegen wiederholter Vergehen gegen die Hausordnung diese Ferien über keinen Fuß aus der Seminarfenz setzen," und der dann zu seiner Entschädigung an jedem Ferientag einen Spaziergang innen an der Fenz entlang machte, rings um das Seminar her, und auf seinem Alt-Horn dazu blies: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n."

Was aus ihm später geworden ist, möchte die freundliche Leserin wissen? Was gewöhnlich aus solchen Malefizbuben wird: ein ganz tüchtiger, gewandter Lehrer und ein gütiger Familienvater; auch ein guter Kollege. Dies alles muß ich wissen, denn Willie ist jahrelang mein Amtsnachbar gewesen in derselben Stadt. Ihn hat der liebe Gott plötzlich, während er seins Amtes wartete, abgerufen, zum Leidwesen seiner Gemeinde und seiner Schüler.

Auch dürfte nicht fehlen der lange „Fidi," ein König unter den „Dummheitenmachern," der auf irgend eine Weise hinter das Geheimnis des Exorcismus gekommen zu sein behauptete und seine Kunst—leider immer erfolglos—an allen möglichen Objekten übte, auch wöchentlich ein paarmal unter greulichen Grimassen und Bocksprüngen versuchte, die unsauberen Geister aus Min Pritz' Eichhörnchenkäfig zu verbannen, und dabei einen solchen Lärm

verursachte, daß die armen Tierlein in ihrem Gefängnis schier in Krämpfe verfielen und wir den Beschwörer zum Zimmer hinauswarfen samt seinem Exorcismus.

Auslassen dürfen wir auch ja nicht den „Fenn," den genialen Karrikaturzeichner, der das Pech hatte, die Gesetze der Hausordnung nicht recht zu verstehen, oder sie zeitweilig zu vergessen, dem es daher einmal passierte, daß er trotz des Verbots irgendwo in der Nachbarschaft eine Flinte borgte, im nahen Walde auf die Jagd ging und wirklich ein Eichhörnchen erlegte, das er in seiner Freude oder vielleicht in einer Anwandlung von Großmut und Selbstentsagung dem Professor der Naturgeschichte zum—„Ausstopfen" für die Naturaliensammlung des Seminars überbrachte. Er erzählte uns anderen dies später, während er seine Stiefel auszog und sich darauf in Seelenruhe eine Pfeife stopfte. Als wir uns von unserm Entsetzen einigermaßen erholt hatten und ihn fragten, was ihm der Herr Professor auf sein selbstloses Anerbieten geantwortet habe, erwiderte er mit etwas müdem Lächeln: „O, Kerle, der Mensch versuche die Götter nicht! Erst sah er mich mit weitaufgerissenen Augen sprachlos an und dann brach ein Donnerwetter los, wie ich noch keins erlebt habe, und ihr wißt, ich habe schon manch tüchtiges erlebt. Ich sag' euch, die Wolken am Himmel ballten sich über uns zusammen und die Milch in den Bottichen der Käsefabrik drunten in Kniepen muß dick davon geworden sein—saumäßig!" Er tat einige Züge an seiner Pfeife und fuhr dann fort: „Fast hätt' mir der Mann das tote Tier um die Ohren geschlagen. Hu, so etwas zu erleben, gedacht' ich nie—gräßlich, sag' ich euch! Das probier' ich nie wieder!"

Auf unsere Frage: „Hat er denn das Tier doch behalten?“ antwortete Fenn: „Ih, wo! Geekelt hat er sich davor! Nee, das Tier brät mir nachher die dicke Lou, das esse ich!“

Noch eine ganze Reihe lustiger, fröhlicher Jungen wäre zu nennen, die uns damals durch ihren Humor und ihre Possen das sehr eintönige Seminarleben erträglich machten und eigentlich mit in unsere Erinnerungskonferenz gehörten, aber sie alle aufzuzählen, würde viel zu weit führen.

Einen aber möchte ich doch noch erwähnen, nämlich den feinen Bill aus Canada. Er war ein guter Junge und entschieden der schönste und körperlich bestgestaltete Bursche unter uns allen. Er war hoch und in vorzüglichem Ebenmaß gewachsen. Dunkles, volles, welliges Haar beschattete seine hohe, schöne Stirn. Aus seinem edelgeformten Gesicht leuchtete ein Paar dunkelgrauer, freundlicher Augen. Einen Gang hatte der Junge wie ein Offizier—von Natur; an ihm war nichts Gemachtes. Zu all diesen körperlichen Vorzügen hatte ihm der liebe Gott auch reiche Geistesgaben und eine schöne Tenorstimme verliehen. Er sang gern. Noch heute höre ich ihn den dreiundzwanzigsten Psalm von Nicolai als Solo singen—in der einzigen Abendunterhaltung, die wir zu meiner Zeit geben durften. Wo Bill ging und stand verbreitete er Sonnenschein. Wo harmlose Streiche gemacht wurden, war er sicher dabei.

Eines Abends nach dem Essen, z. B. spazierte eine Anzahl von uns — Bill natürlich unter uns — auf dem Kiesweg vor dem Seminargebäude dahin. Neben dem Weg auf dem Grase, zwischen dichtbelaubten Bäumen, lag



Im Nu stand die ganze Bande in Reihe und Glied—aber wie!

ein aufgeschichteter Haufen irdener Abzugsröhren (draining-tiles). Das war zu verlockend. “Boys,” rief ich, „stellt euch 'mal schön der Größe nach auf; ich photographiere euch!“, ergriff eine der Röhren und richtete sie auf die Jungen. Jeder wußte sofort, was gemeint war. Im Nu stand die ganze Bande in Reihe und Glied. Aber wie! Der eine krumm, der andre schief, der dritte o-beinig, der vierte x-beinig. Am komischsten der Canadier Bill. Mit hochgezogenen Schultern, den Hut hinten im Nacken hüpfte er auf einem Bein herum und beklagte sich, daß er leider heute schrecklichen Rheumatismus in einem seiner Hinterbeine habe, und fragte an, ob ich das betreffende Bein auf dem Bilde nicht auslassen könne, da ihn sonst seine Tante Lizzie, der er das Bild zuzusenden beabsichtige, nicht erkennen könne.

Als ich meinen Rock auszog und ihn, wie es der Photograph mit seiner schwarzen Decke macht, über meinen Kopf und einen Teil der Röhre deckte und nun anfing, Verhaltungsmaßregeln zu geben, ging's erst recht los— die reinsten Akrobatenkünste. Unser Bill vergaß sein lahmes Hinterbein, stellte sich auf den Kopf und fuchtelte mit zwei gesunden Beinen in der Luft herum—zum jauchzenden Ergötzen einer großen Schar anderer Jungen, die auf der Freitreppe des Seminars saß. Dieses Jauchzen der Zuschauer ging plötzlich in Johlen über und wir ließen uns dünken, das gelte unserer vortrefflichen Schauspielerkunst. Dem war jedoch durchaus nicht so, sondern jene Jungen sahen, was wir nicht sahen, nämlich das plötzliche Erscheinen unsers Direktors, der unangemeldet hinter den Bäumen hervortrat und uns voll stummen Erstaunens zusah. Ich unter meinem Rock hatte

keine Ahnung von dem allen. Mit lauter Stimme fuhr ich fort zu kommandieren: „Bill, wie kannst du dich nach dem Kommando „Stillgestanden“ noch als Gewimmel und zwar auf dem Kopf präsentieren? ’Runter mit den Stangen! Und du da, Jake, werd’ nur nicht übermütig! Du hast noch lange nicht, wie Berthold Schwarz, das Pulver mit Löffeln gegessen! Pete, mach doch nicht gar so ein dummes Gesicht und hink’ nicht so wie ein Gleichnis! Das ist recht, Fenn, wenn du dich, wie du eben dastehst, neben ein Kameel stellen würdest, könnte man euch beide, der Aehnlichkeit nach, für zwei Eier halten!“ Da war mir’s, als sähe ich durch meine Abzugsröhre, daß die zu photographierende Bande auf einmal sehr artig geworden war und kichernd auseinanderging. Ich riß mir den Rock vom Kopf und starrte voll Entsetzen dem Direktor ins Gesicht. Er wiederum sah mich an. Ich wartete, er solle etwas sagen. Er wollte scheinbar auch etwas sagen, tat’s aber nicht, sondern ging kopfschüttelnd und schmunzelnd davon. Er hatte eine lange Studentenpfeife in Hand und Mund, aus der er Sanftmut und Seelenruhe sog, und diesem Umstand hatten wir es ohne Zweifel zu verdanken, daß wir ohne Spottrede davonkamen.

Hinter einem nahen Gebüsch fand ich einen Teil der zerstreuten Schar wieder, die mich mit schadenfrohem Gelächter empfing; unter ihr den Bill, der vor Vergnügen einen Purzelbaum nach dem andern schlug und sich im Grase wälzte.

„Bill,“ rief ich, „ich wette, was ich soll, daß du den Direktor hast kommen sehen!“

„Hab’ ich auch!“ lachte Bill.

„Warum hast du Pappstoffel uns denn keinen Wink gegeben?“

„Warum sollte ich? Denkt ihr Kerle denn, der Old Man sieht nicht auch gern einmal ein hübsches Schauspiel mit an? Ich war mir bewußt, daß unsere Vorstellung meisterhaft und mustergültig war; warum sollte ich die Leistung in der Blüte verderben?“ —

„In der Blüte verderben!“ Der schöne Junge hatte ebensowenig wie wir eine Ahnung davon, daß er ungefähr vier Jahre später, nachdem er etwa zwei Jahre im Schuldienst gestanden, als herrliche Blüte gepflückt und Christi himmlischem Blumenstrauß einverleibt werden sollte. Auch er fiel der Auszehrung zum Opfer. —

Kapitel VII.

Welch ein wunderbar Ding ist es doch um das Anpassungsvermögen der Jugend! Es ist mehr als das; ein großer Segen ist's. Wie gleitet doch ein junger Mensch, ohne viel Wesens oder Federlesens davon zu machen, aus einer Stellung in die andere, aus gewohnten Verhältnissen in ganz neue! Wie nimmt er alles, was kommen mag, gleichsam als zur Sache gehörend, als selbstverständlich auf und paßt sich ihm an, selbst den Unannehmlichkeiten. Er schlüpft in die ihm angewiesene Nische. Ist sie ihm zu eng, so macht er sich kleiner; ist sie zu weit, so dehnt er sich aus, bis er und sie zusammenpassen. Das ist Gottes wunderbare Einrichtung — wenn man's recht betrachtet, eine ganz unschätzbare Einrichtung.

Wie so gar anders steht es bei uns alten Menschen! Wie remonstrieren wir! Wie fragen wir bei jeder Gelegenheit nach der Notwendigkeit einer Sache! Wie suchen wir nach einem wenn auch nur halbwegs anständigen Weg, den Unannehmlichkeiten auszuweichen, das Unnötige zu umgehen! Wie lamentieren wir, wenn wir aus dem einmal gewohnten Geleise herausmüssen!

Wie lange würde es z. B. wohl dauern, bis ein älterer Mensch, der in eine Erziehungsanstalt — ein Internat — eintreten wollte, mit seiner Einrichtung dort fertig würde? Wie lange, bis er sich eingewöhnt hätte? Die allermeisten würden überhaupt nicht fertig, gewöhnten sich auch nie ein. Anderen gelänge es vielleicht, aber nicht, ohne andere, schon eingewöhnte Zöglinge, mit Tausenden von Fragen überflutet und sich dadurch zum "nuisance" gemacht zu haben. Auch würde sich schwerlich jemand unter den anderen Schülern unaufgefordert seiner annehmen, da ihm jederman genug Verstand zutrauen würde, sich selbst zu helfen.

Hier hingegen kommt ein vierzehnjähriges Büblein in einer Anstalt an. Nennen wir es bei seinem richtigen Namen, Fritz. Nächste Woche heißt er nicht mehr Fritz, sondern Curly — seines lockigen Haares wegen. Also der Fritz kommt an. Es geht ihm wie dem Knaben Salomo, der sich plötzlich bewußt war, daß er König über das bockbeinige, französisch gesinnte Volk Israel werden sollte: Er weiß weder seinen Eingang, noch seinen Ausgang. Hat er einen Bekannten oder Verwandten auf dem College, so ist das einfach unbezahlbar. Ist dies aber nicht der Fall, dann kennt er keinen Menschen, weder unter den Lehrern, noch unter den Zöglingen; er kommt

sich vor wie „unter Larven die einzige fühlende Brust.“ Die großen Gebäude sind ihm so fremd wie die Katakomben Roms. Von der Hausordnung weiß er nichts als daß sie Verhaltungsmaßregeln enthalten soll, wenn er überhaupt schon davon gehört hat. Von dem, was hier „Usus“ (Gebrauch) ist, hat er keine Ahnung. Er weiß nicht, wo er heute nacht schlafen wird, wo er von nun an wohnen, wo er sich waschen, wo er seinen Koffer lassen soll. Halt, ja, sein Koffer! Was aus dem wohl geworden ist? Den hat er zuletzt auf dem Bahnhof daheim gesehen, und das ist so unendlich weit von hier!

Wenn er nur einen einzigen Freund oder Bekannten hätte, mit dem er Rats pflegen könnte! Er hat aber keinen! Geschäftig laufen die älteren Schüler, die „den Rummel längst kennen,“ hierhin und dorthin; jeder weiß, was er zu tun hat. Er selber aber steht einsam und verlassen da; niemand kümmert sich um ihn. „Ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang'.“ Einen einzigen kleinen Trost hat er: Es stehen da noch mehr kleine Buben rat- und hilflos umher, die, gerade wie er, sich an ihre Reisetasche klammern und auf deren Gesichtern der Wunsch geschrieben steht: „Wäre ich doch daheim geblieben; ich „gleich's“ nicht hier.“

Was gilt's, werter Leser, der Fritz, wie alle die anderen Verlassenen, weiß am späten Abend desselben Tages im College ziemlich Bescheid und streckt sich — wenn auch mit etwas bangem Warten der Dinge, die noch kommen sollen — auf seinem eigenen Bett aus, schlummert auf seinem eigenen Kopfkissen ein. Daß er, ehe er ins Traumland hinüberwandert, sich noch ein paar Tränen aus den Augen wischt mit dem Ende des Ueberzugs, den treue, liebe Mut-

terhände noch für ihn gebügelt — das — das geht uns nichts an.

Wie aber ist der Fritz soweit gekommen?

Während er noch mit der Reisetasche in der Hand steht und mit sich zu Rate geht, ob's nicht doch besser gewesen wäre, es wären ihm nie Schulmeistergelüste gekommen, sondern er wäre, wie Meyers August, gleich nach der Konfirmation in Nelson's Cannery eingetreten, da kommt ein älterer Schüler, der ein menschlich Rühren verspürt, daher und fragt: "Say, Fuchs, warst du schon beim Alten?"

Unser Fritz hat bisher nie gewußt, daß er ein Fuchs sei, glaubt es aber sofort. Es wird sich in der Hausordnung wohl finden.

„Ich weiß nicht, wer der Alte ist," antwortet er bescheiden.

„Beim Herrn Direktor, wollte ich sagen."

„Nein, ich weiß nicht, wo er wohnt."

„Warte 'mal! Say, ihr da," zu den anderen Verlassenen gewendet, „seid ihr schon beim Direktor gewesen? Nein? Well, dann geht ihr alle zusammen hinüber; ihr müßt euch nämlich bei ihm vorstellen. Kommt 'mal mit! Seht ihr dort die Tür? All right, dort klopft ihr schön an; dort wohnt der Herr Direktor."

Mit den unvermeidlichen Reisetaschen in den Händen — denn die giebt man um alles in der Welt nicht preis— trottelt nun die kleine Schar jener Türe zu und steigt die dazu hinaufführenden Stufen hinan.

Das sieht recht hübsch aus. Die Knaben sind alle ziemlich gleichen Alters, ziemlich gleicher Größe, auch ziemlich gleich gekleidet. Daß sie alle ein ziemlich gutes Gewissen haben, steht auf ihren zwar noch immer reise-

staubigen, aber offenen Gesichtern geschrieben. Trotzdem haben sie alle dieselbe Angst; denn wer fürchtet sich nicht vor einem Herrn Direktor, den man noch nicht einmal gesehen hat, geschweige denn kennt? Sie sehen einander scheu an; denn keiner weiß, wer der andere ist und was er von ihm zu halten hat. Jeder wartet, daß der andere das Anklopfen besorgen soll, bis endlich der Beherzteste unter ihnen sich dazu ermannt.

Die Tür öffnet sich, ein bärtiger Mann erscheint, überschaut unsere Jungen und ladet sie dann freundlich ein, hereinzukommen. Sie folgen der Einladung und stehen nun zum erstenmal vor ihrem zukünftigen Herrscher.

Ich will nicht prophezeien, aber wenn ich die kleinen Menschenkinder in die Wohnung des Herrn Direktors stolpern sehe—und ohne Stolpern, entweder über die Türschwelle, oder über die eigenen Füße geht's fast nie ab—dann ist mir's, als sähe ich im Geist den einen oder den andern, vielleicht gar die ganze Schar wieder die Stufen zur Direktorwohnung hinansteigen—so ungefähr um fünf Uhr abends. Sie sind dann nicht mehr ganz so klein wie jetzt, schauen auch nicht mehr ganz so unschuldig in die Welt. Sie bedürfen keiner Anweisung von seiten anderer Schüler mehr; allzu sicher wissen sie die richtige Tür zu finden. Sie kennen den Herrn Direktor nur zu genau, und er wiederum kennt sie nach Leib und Seele—weit besser als sie vermeinen. Sie folgen da nicht ihrem eigenen Antrieb, sondern einer direkten Einladung—manche nennen es auch Vorladung. Diese lautete etwa so: „Ihr unbotmäßigen Menschen! Ertappe ich euch schon wieder auf einem Verstoß gegen die Hausordnung?

Kommt ihr alle zu mir auf meine Studierstube um fünf Uhr heute abend!" Der Empfang, der ihnen dann an der Türe zu teil wird, hat — das sehe ich ebenfalls im Geist — viel von der Freundlichkeit eingebüßt, die dem allerersten Empfang eigen war. —

Die Vorstellungsvisite beim Direktor ist für unsern Fritz, wie auch für die übrigen aus der Schar, der erste Schritt zu einer von da an rasch anwachsenden Erkenntnis alles dessen, das er zu seiner Einrichtung und zu seinem Heimischwerden in der Anstalt wissen muß. Er hört da, daß er im Zimmer Numero siebzehn wohnen und in dem darüber liegenden Schlafsaal sein Bett aufschlagen soll. Sein Koffer, so wird ihm gesagt, wird noch im Laufe des Nachmittags im Hofe anlangen; den hat er in seinen Schlafsaal hinaufzuschaffen, u. s. w.

Das ist für einen richtigen Buben vollauf genügend. Jetzt tritt sein Anpassungsvermögen in Aktion. Es müßte sonderbar zugehen und wäre ganz gegen Bubennatur, wenn die Schar nach dem Verlassen der Direktorwohnung nicht sofort eine Art Freundschaft schlösse. Sicher ist, daß dieselben Jungen von da an viel zusammen anzutreffen sind, wenigstens in der ersten Zeit. Allein, war jeder furchtsam, zusammen, wächst ihnen der Mut. Sie gehen auf Entdeckungsreisen aus, finden richtig den Nordflügel und erfahren da zu ihrer Verwunderung, daß dieser mit seinem Kosenamen „Fuchsstall" heißt, sintemal er die Behausung der meisten Neueingetretenen — der „Füchse" ist. O, die Erkenntnis wächst in gewaltigen Sprüngen! Nicht nur beim Fritz, sondern auch bei uns. Auf dem Bahnhof der Northwestern in Chicago hörten wir die älteren Zöglinge Addisons von einem „Fuchs-

stall" reden, und glaubten, es sei eine Art Käfig, in welchem die Seminaristen ihre „Windfüchse" die Ferien über gefangen hielten. Jetzt wissen wir's besser.

Kapitel VIII.

Doch kehren wir zu unsern Entdeckungsreisenden zurück!

Das Finden der verschiedenen Wohnzimmer nimmt etwas Zeit in Anspruch. Es sind derselben so viele und eins gleicht so sehr dem andern. Da es noch Sommer ist, stehen die Türen weit offen, und da letztere alle nach innen schwingen, beachten unsere Jungen nicht, daß sie deutlich numeriert sind. Unüberwindliche Scheu hält sie zurück, in eins der Zimmer zu treten und die bereits darin befindlichen anderen Schüler um Auskunft zu bitten. Sie suchen daher weiter, bis sie an eine geschlossene Tür kommen und die Nummer daran erblicken. Von da an geht es leichter.

Im zweiten Stockwerk findet Fritz endlich seine Nummer „Siebzehn." Er und ein anderer kleiner Bursche aus der Schar, der sich Charley nennt — den Familiennamen hat Fritz sich nicht gemerkt — sollen da wohnen, deshalb verlassen sie die übrigen Suchenden und treten ein. Schüchtern? O!

Doch es verläuft besser als man erwartete. Zwar wird man von den Bewohnern gebührend begafft, und einzelne, die vor einem Jahr eintraten, sich jetzt aber bereits als „bemooste Häupter" fühlen und ganz vergessen

haben, wie einem solchen Neuling zu Mute ist, möchten den Kleinen prompt mit irgend einem Schabernack zu Leibe, aber glücklicherweise ist der „Bock“, der Stubenälteste, im Zimmer und nimmt sich der Fremdlinge an. Er fragt sie, ob ihnen Siebzehn als Wohnzimmer angewiesen worden sei, und als sie dies bejaht, examiniert er sie in Bezug auf Namen, Herkunft u. s. w., weist ihnen einen Raum auf den an den Wänden angebrachten Regalen an, wo sie ihre wenigen Bücher, ihre Bürste, Handtuch und sonstige Habseligkeiten unterbringen sollen, und sagt ihnen, daß sie noch vor Abend ein Waschbecken, Seife, einen Stuhl und wessen sie sonst noch bedürften, im Städtchen einzukaufen haben. Ihre Reisetaschen möchten sie, sagt er, vorderhand dort in die Ecke setzen. Dann entläßt er sie in Gnaden und die Büblein—jetzt schon acceptierte und halbwegs „matrikulierte Studenten“ — setzen ihre Forschungsexpedition fort.

„Sag' mal, Fritz,“ beginnt der Charley, als sie wieder draußen im Gang und allein sind,“ hast du nicht gesagt, dein Vater sei Pastor?“

„Ja,“ giebt Fritz zur Antwort.

„Sieht es in seinem Studierzimmer auch so aus, wie dort in Siebzehn?“

„Pst!“ warnt der Fritz, „sag' das nicht so laut, es könnte gefährlich sein! Aber laß dir sagen: Siebzehn ist gar kein Studierzimmer, das kann ein Blinder mit dem Stock herausfühlen. Siebzehn ist, ist — ein Sauloch — So! Und die anderen Zimmer sind, soviel ich sehen kann, nichts besser. Warum aber fragst du?“

„O, ich wollte bloß wissen, ob es dir auch so vorkam.“

Die beiden kleinen Kerle sind—das ist klar—bereits

von Stefan von Kotzes „sündigem Modernismus“ angesteckt; sie ergehen sich in Hyperbeln in ihrer Beurteilung von Siebzehn. Siebzehn war kein Sauloch; wenigstens habe ich es nicht als ein solches kennen gelernt. Ich selber habe einmal etwa zwei Monate lang darin wohnen sollen, als mein Zimmer, Eins, während einer Reformbewegung ausgehoben würde; ich war jedoch nie lange genug darin, um das Säuische darin zu entdecken. Dr. Luthers Klosterzelle war, wenn man den Illustrationen davon glauben darf, nicht viel besser; vielleicht im ganzen freundlicher und wohnlicher, aber sicher nicht viel besser ausmöbliert.

Unsere angehenden Seminaristen setzen ihre Forschungstour fort. Sie steigen eine Treppe höher und entdecken richtig den ihnen vom Direktor zugewiesenen Schlafsaal. Prompt bleibt ihnen beim Anblick desselben der Verstand stillstehen. Etwas Derartiges ist ihnen beiden in den ganzen vierzehn Jahren ihrer irdischen Laufbahn noch nicht vor die Augen gekommen. Sie sind überzeugt, daß sie auch in den folgenden viermal vierzehn Jahren, die sie noch zu leben hoffen, desgleichen nie wieder sehen werden. Sie kommen aus dem Staunen nicht heraus.

Der Saal war groß; er erstreckte sich über den ganzen Nordflügel und darin stand, in vier oder fünf schier endlosen Reihen, Bettstelle an Bettstelle, sowohl in der Mitte des großen Raumes, als auch unweit der vier Wände. Es mögen damals einige siebzig gewesen sein; die Zahl stieg jedoch in manchen Jahren bis auf neunzig und mehr.

Zwischen den äußersten Bettreihen und den Wänden (unter den Fenstern) war soviel Raum freigelassen, daß

die Zöglinge, die hier schlafen mußten, ihre Koffer — einen am andern — unterbringen konnten. Ueber den Koffern, zwischen den Fenstern, lief eine hölzerne Leiste an der Wand entlang, in welche Nägel oder Haken getrieben waren. Daran hing man seinen Ueberrock und seine Sonntagskleider. Und damit diese nicht allzuviel von dem beim täglichen Ausfegen aufgewirbelten Staub abbekämen, befestigte man oben darüber einen selbstangefertigten Vorhang aus Kattun. Wenn die Fenster geschlossen waren, also bei Windstille, taten diese Vorhänge redlich ihre Schuldigkeit; öffnete man aber die Fenster, z. B. beim Fegen des Saales, dann flatterten sie fröhlich wie Fahnen im lustigen Prairiewind und die Kleider, die sie beschützen sollten, bekamen den ganzen Staub. Waren nun die Geschmäcke der Jungen gar so verschieden, oder dachten sie: Variatio delectat — genug, fast jeder Vorhang hatte eine andere Farbe und der Raum glich schier einem bulgarischen Krönungssaal.

Schränke zur Aufbewahrung der Kleider waren ein Luxus, den Addison sich nicht erlauben durfte. Uebrigens wäre für Schränke auch gar kein Raum vorhanden gewesen ausgenommen draußen hinter dem Kuhstall auf der Prairie. —

Ist dies alles für unsere beiden Forschungstouristen schon wunderbar zu schauen, so erreicht ihr Erstaunen seinen Höhepunkt, als sie wahrnehmen, daß etwa die Hälfte der Bettstellen zweistöckig — wohlgemerkt, nicht zweischläfrig, sondern tatsächlich zweistöckig ist, d. h. daß sich in demselben Gestell zwei Betten befinden, eins über dem andern. Diese Bettstellen waren wahrscheinlich auf Be-

stellung und zwar "fearfully and wonderfully" aus Holz gemacht.

„Du, schau', wie kommt man da hinauf in das obere Bett?" fragt Fritz den Charley, nachdem er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hat.

„Ja, ich weiß es nicht," antwortet der Charley lachend, „ich kann mir's auch nicht gut denken."

Der Schreiber dieser Reminiszenzen weiß es auch nicht. Er hat nie die Ehre genossen, über dem Fuchsstall zu schlafen, und im Schlafsaal über dem Mittelgebäude, wo er schlief, gab es keine zweistöckigen Bettstellen. Hätte ich damals geahnt, daß ich über diesen Gegenstand dereinst schreiben würde, ich hätte mir sicher die Zeit genommen, den wunderbaren Aufstieg (oder war es ein Aufschwung?) der kleinen Menschenkinder mit anzusehen. Der Mühe wert und interessant genug muß es gewesen sein.

Wo die Jungen während der Nacht ihre Kleider ließen, ist mir heute noch ein Rätsel; wo ich selber im andern Schlafsaal die meinigen ließ, ist mir nicht mehr gegenwärtig; ich vermute jedoch, daß ich sie beim Zubettgehen unter mein Kopfkissen stopfte und also auf ihnen schlief; denn außer hinten an den Wänden auf den Koffern gab es absolut keinen andern Platz, sie niederzulegen, als auf dem keineswegs reinen Fußboden. —

Um etwa drei Uhr am Nachmittag schwankt ein Heuwagen, hochgepackt mit den verschiedenartigsten Koffern auf den Seminarhof und wird abgeladen. Mit Freuden begrüßen unsere Jungen ihr Eigentum, will's ihnen doch scheinen, als sei es ein lange nicht gesehenes Stücklein Heimat. Gut ist es, daß die Kisten nicht Damen-, son-

dern nur Bubenkoffer sind, sonst brächten es die Bürsch-
lein nimmer zuwege, sie drei Treppen hoch hinaufzubal-
gen, wie sie es tun müssen. Es kommt mitunter vor,
daß sich ein paar von den erwachsenen Mitschülern der
Knirpse erbarmen und ihnen die Last in den Schlafsaal
hinauftragen; Regel aber ist dies durchaus nicht. Ge-
wöhnlich hat jeder genug zu tun, wenn er für sich selber
sorgt.

Zu meiner Addisoner Studentenzeit — und von die-
ser schreibe ich hier ausschließlich — wußten wir nichts
von fertiggekauften Matratzen, wenigstens erinnere ich
mich nicht, solche dort je gesehen zu haben. Die lieben
Mütter oder Schwestern daheim nähten dem künftigen
Seminaristen aus Zwillich (ticking) einen Strohsack für
ein einschläfriges Bett zusammen, den der Junge in sei-
nen Koffer packte und mit in die Fremde nahm. Wer
den Sack für ihn füllen und wie das geschehen würde,
mag den Müttern und Schwestern Sorge gemacht haben,
dem Jungen selber aber nicht im geringsten. Von der
Stunde an, da er ihn einpackte, würdigte er ihn keines
Gedankens mehr, bis er ihn auf dem Seminar unter
seinen anderen Habseligkeiten wiederfand—wiederfand
mit einem gelinden Schrecken; denn nun galt es, ihn zu
füllen und in den Schlafsaal hinaufzuschaffen. Woher
sollte er das nötige Stroh nehmen? Er fragte jemanden,
der eben an ihm vorüberschnurren wollte, und der sagte
kurz und schnauzig: „Draußen im Hof!"

Das war richtig. Draußen im Hof lag alle Jahre,
wenn wir aus den Ferien zurückkehrten, ein tüchtiger
Haufen Weizenstroh. Von welcher Farm er stammte und

wer ihn herbeischaffen ließ, erfuhren wir nie, kümmerte uns auch wenig.

Hier also stopfte unser kleiner Freund, so gut oder so schlecht er es verstand, seinen Sack voll, schleifte das Ungetüm mit Hilfe eines Mitschülers die drei Treppen hinan und machte — wahrscheinlich zum erstenmal in seinem Leben — sein eigenes Bett. Die Bettstatt, die er benutzen durfte, wurde ihm von dem „Bock" des Schlafsaales zugewiesen; er selber hatte keine Wahl.

Letzterem Umstand war es übrigens zuzuschreiben, daß die beiden oben erwähnten Jungen, der Fritz und der Charley, schon in der ersten Nacht, die sie auf dem Seminar zubrachten, zu lernen anfangen mußten, „wie man da hinaufkam", denn als grasgrünen Füchsen, mit denen man nicht viel Federlesens machte, ward jedem von ihnen der zweite Stock einer Bettstatt zugewiesen. Wie sie dort schlafen konnten, kann ich verstehen, denn ein ordentlicher Bube kann fast irgendwo schlafen, wenn er muß. Ich kann auch mit Zurhilfenahme meiner Phantasie herausklügeln, wie sie „dort hinaufkamen." Was ich jedoch absolut nicht enträtseln kann, ist, wie die kurzbeinigen Kerlchen am Morgen ihre Betten wieder in Ordnung brachten. Der „Porter" im Pullman'schen Schlafwagen hat dazu seine Bockleiter, sie aber hatten nichts, rein nichts als ihre Zehenspitzen, und die Betten waren weit höher als sie selbst.

Kapitel IX.

O Seminarbett, liebes, miserables Seminarbett, wie viel Not hast du mir gemacht!

Die Not begann am Abend meines ersten Tages in der Anstalt und dauerte an bis zum Morgen des allerletzten. Das war arg. Viel ärger aber war, daß ich mir sagen mußte, daß ich selber, ich ganz allein, schuld daran war. Letzteres wird auch wohl die Ursache gewesen sein, weshalb ich sie ohne viel Murren geduldig ertrug.

Auf welche Weise es mir kund wurde, daß ich in Zimmer Eins wohnen und im Schlafsaal Eins, dem sogenannten „Schafstall,“ schlafen sollte, weiß ich nicht mehr; aber ich kam dahinter. Im Zimmer quartierte ich mich sofort ein. Unser H. H. H. ergab sich in sein Schicksal und nahm mich als Untergebenen an. Der Schlafsaal kümmerte mich vorderhand nicht. Das Bekanntwerden mit den Jungen draußen vor dem Gebäude erschien mir wichtiger. Als ich aber von ungefähr vernahm, daß der Heuwagen mit den Koffern angelangt sei, ging ich doch hin, suchte und fand meinen Koffer und trug ihn mit Hilfe eines meiner nagelneuen Freunde in den Schlafsaal. Dort stand er gut; ich sah mich nicht mehr nach ihm um, sintemal ich andere, weit interessantere Dinge zu sehen fand. Mit lobenswertem Eifer fuhr ich fort, neue Bekanntschaften zu machen und Freundschaften zu schließen. Daß andere Jungen unterdessen ihre Strohsäcke füllten und darauf ihre Betten für die Nacht herrichteten,

bemerkte ich gar nicht. Sie taten dies, d. h. das Strohsackfüllen, hinten im Hof, während ich meinen wichtigen Geschäften meistens auf der Freitreppe vor dem Gebäude oder drunten in der Laube oblag.

Von der Laube aus konnte man die Sraße überschauen, die in das Dörflein Addison hinabführte. Auf dieser Straße sah ich zufällig mehrere von den Seminaristen im Gänsemarsch heraufkommen. In der Hand trug jeder derselben etwas, das im Sonnenschein glitzerte und glänzte wie Silber oder meinetwegen auch Blech.

„Was mag das sein, das Glänzende, das die Jungen dort tragen?“ fragte ich einen, der auf der Bank in der Laube saß, sein Pfeifchen rauchte und mir eben erzählt hatte, daß er aus Minnesota gekommen und schon ein Jahr auf der Anstalt gewesen sei.

„Waschbecken,“ antwortete er.

Da fiel mir auf mein Herz ein Stein. Waschbecken! Stuhl! Tinte! Bleistifte! Papier! Von dem allen hatte ich noch nichts! — Vergessen!

„Gehst du mit mir zum store?“ fragte ich den Minnesotaner. Es war dies wahrscheinlich das letzte Mal, daß ich das Wort store in der Verbindung gebrauchte; von da an hieß es nie mehr anders als: „Gehst du mit nach Kniepen?“

Der Minnesotaner klopfte sein Pfeifchen aus; denn es war ein verbotenes, heimliches gewesen, mit dem er sich nicht öffentlich zeigen durfte, und ging mit. Eine halbe Stunde später glitzerte ich auch im Sonnenschein dem Seminar zu und brachte meine Schätze in Zimmer Eins unter.

Jetzt war ich, wie man sagt, „gefixt" und daher seelenvergnügt.

Um sechs Uhr läutete es zum Abendbrot. Alles strömte dem Speisesaal zu, der damals im Souterrain des Südflügels lag. Ich strömte mit. Man wies mir einen Platz an einem der langen Tische an und ich aß.

Da ich später auf unser Seminaressen zurückzukommen gedenke, will ich hier weiter keine Worte darüber verlieren, sondern nur erwähnen, daß unser Abendessen schnell vorbei war. Es erging uns Seminaristen immer wie jenem bairischen Schlossergesellen, der seinem Meister gegenüber klagte:

„Dös Esse währt holt gar nit lang,
Un' d'Arbeit vierzeh' Stund'."

Die Sonne hatte sich an dem Gewimmel um das Seminar her müdegesehen, sehnte sich nach Ruhe und schickte sich eben an, unterzugehen, als mir zufällig mein Reisegefährte aus Fort Wayne begegnete und mich beiläufig fragte: „Na, bist du ganz eingerichtet—Bett gemacht u. s. w.?"

Großer Cäsar — mein Bett! Mein Bett! Wer hätte aber auch an das abscheuliche Bett gedacht!

„John," rief ich entsetzt, „mein Bett habe ich total vergessen! John, quid faciendum?"

"And you quit calling me names!"

"No, no, boy, I am not calling you names! Ich habe an 'was ganz Anderes zu denken. Mir liegt mein Strohsack im Magen. Sage mir, guter John, woher ich Stroh für mein Bett nehmen soll!"

„Zieh' deinen Strohsack aus deinem Magen, ich zeige

dir dann das Stroh—die Spreu, wollte ich sagen—das Häcksel—ha, ha, ha!"

„Giftig, wie immer!" dachte ich und rannte die Treppen hinauf, den Sack zu holen.

Es dämmerte schon stark, als ich an den Strohhaufen kam, trotzdem sah ich nur zu deutlich, daß der John wieder einmal die Wahrheit gesagt hatte. Das lange Stroh war beinahe ganz verschwunden, was übrig war, war wenig mehr als Spreu und—Draht.

„Draht?" höre ich die geneigte Leserin fragen, „was hat denn Draht mit Bettstroh gemein?"

In der übrigen Welt vielleicht gar nichts, auf dem Seminar in Addison dazumal viel—weit mehr als mir und anderen lieb war.

Die Bindemaschinen der Farmer damaliger Zeit banden das Getreide noch nicht mit dem sogenannten "binder-twine", wie heutzutage, sondern mit Draht, der später beim Dreschen von den Garben geschnitten und weggeworfen wurde. Daran war nichts Verwunderliches, sonderbar war nur, wie der Draht, der doch gewiß nicht durch die Dreschmaschine gegangen war, sich nachher in unserm Stroh wiederfand. Mag er hineingekommen sein, wie er wolle, er war massenhaft darin. Die Jungen, die wie es sich gebührte, bei hellem Tageslicht ihre Strohsäcke füllten, konnten die Drahtlängen, wenn sie wollten, sorgfältig heraussuchen und zur Seite werfen. Als ich jedoch endlich mit meinem Sack auf dem Schauplatz erschien, war es leider anders. Ich sah die Drähte nicht mehr, sondern fühlte sie nur, denn es ward dunkel und immer dunkler. Nie vorher hatte ich einen Strohsack gefüllt; ich war darin recht ungeschickt und meine Arbeit machte

erbärmlich langsame Fortschritte. In halber Verzweiflung stopfte ich zuletzt in den Sack, was mir zwischen die Finger kam.

Endlich war mein Sack einigermaßen voll. In die Ecken war nicht viel hineingekommen, aber ich hoffte, mit der Zeit würde das Stroh selber seinen Weg dort hineinfinden. Es hat es auch getan. Ein barmherziger Bursche, der am Strohhaufen vorüberging, mich im Dunkeln darin herumwirtschaften hörte und mir voll Verwunderung zuzusehen versuchte, half mir endlich meinen Sack in den Schlafsaal hinauftragen.

Jetzt war ich aber wirklich „gefixt.“

Um halb zehn Uhr fand in der Aula der Anstalt Abendandacht statt und eine halbe Stunde später ging alles zu Bett und das Schlafen sollte losgehen. Bei vielen ging es auch prompt los, sobald die einzige jämmerliche Oellampe, die sich im Bewußtsein ihrer Armseligkeit die denkbar größte Mühe gab, den großen Raum zu erleuchten, ausgeblasen war. Andere, besonders die Neueingetretenen, hielt das Heimweh noch eine Zeitlang wach.

Auch bei mir sollte das Schlafen losgehen. Seit etwa drei Uhr morgens war ich auf den Beinen gewesen und hatte daher einigermaßen Ursache, müde zu sein, trotzdem ging es nicht los. Heimweh stand in meinem Falle nicht im Wege, ich war das Leben in der Fremde längst gewöhnt. Was mich quälte und wachhielt, war eine andere Art von Weh, ein Weh, das weniger die Seele als den Leib betraf. Es hatte seinen Ursprung unter mir.

Einer von meinen miteingestopften Drähten fühlte sich durch die Schwere meines ausgestreckten Körpers in seinem Frieden beeinträchtigt, in seiner Ruhe gestört und

machte sich, wie eine Hummel in ähnlichem Fall, zur Rache auf. Da er aber das Loch, durch welches er in den Sack hineingeraten war, nicht wiederfinden konnte, sintemal ich auf demselben lag, bohrte er sich selber ein Loch durch den Sack und das Bettuch, kam heimtückisch an die Oberfläche und stach mich in die Wade. Ich versuchte ihn hinabzudrücken; da kratzte er mich am Bein hinauf.

Ich stand auf, schob das Laken zur Seite, langte in die Sacköffnung, tastete im Stroh umher, fand den Missetäter und warf ihn kurzerhand zum offenen Fenster hinaus, worauf ich mich vergnügt wieder niederstreckte.

Autsch! Da stach's wieder—ganz an derselben Stelle, schlimmer als zuvor. Es war kein Zweifel, ich hatte einen andern Draht gefunden und ihn, der nichts verschuldet hatte, bestraft. Der rechte war, wie figura zeigte, noch emsig "on the job."

Wieder stand ich auf. Dieses Mal aber war ich schlauer und verfuhr mit größerer Strategie. Ich tastete im Dunkeln auf dem Strohsack umher, bis ich den Malefikanten am Stachel faßte, hielt ihn mit der rechten Hand fest und suchte mit der linken im Stroh, bis ich merkte, daß ich den rechten Draht erwischt hatte. Er nahm denselben Weg, wie sein Kollege, zum Fenster hinaus, hinab in den Hof.

Hatte ich geglaubt, nun endlich einschlafen zu dürfen, so hatte ich mich gründlich geirrt. Durch mein Umherwühlen im Strohsack hatte ich einen dritten Draht aufgeweckt und an die Oberfläche gebracht, der sich nun, wütend über die Störung, anschickte, das Werk des ersten fortzusetzen. Da er weiter oben stak, griff er mich im Rücken an. Jetzt aber hatte ich bereits gelernt, wie man

mit solchen Kujohnen zu verfahren hat, und machte kurzen Prozeß mit ihm. Ehe er sich dessen versah, lag er draußen im Hofe.

Natürlich mußte ich zu dem Zweck wieder aufstehen—zum Aerger meines Nachbarschläfers im nächsten Bett, der mich anfauchte: „Was rumorst du denn immer in deinem Bett herum? Bleib' doch einmal liegen, Mensch!"

„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind; ich lege eine Drahtsammlung an. Drei passable Exemplare habe ich schon," flüsterte ich zurück, und da ich größer und stärker war als er, gab er sich damit zufrieden, zumal ich von da an auch ruhig liegen blieb. Ich spürte in dieser Nacht keinen Draht mehr.

Die geneigte Leserin—das gute Zutrauen habe ich zu ihr—freut sich nun gewiß, daß der Erzähler endlich auch ein ordentliches Bett hatte und hinfort nach des Tages Last und Mühe ruhig schlafen konnte. Leider muß ich jedoch bekennen, daß letzteres keineswegs der Fall war. Mein Strohsack war und blieb das ganze Jahr hindurch nicht sowohl ein Strohsack, als vielmehr ein Spreu- und Drahtsack. Die Spreu arbeitete sich, da sie kurz und fein war, mit der Zeit nach unten und bildete im Verein mit dem Zwillich lange Geschwülste, die wie Euter zwischen den Bettlatten herabhingen. Was auf den Latten blieb, waren die langen Strohhalme und die meisten der Drähte. Letztere konnten sich scheinbar nie an den Gedanken gewöhnen, mir die nötige Ruhe gewähren zu sollen. Sie beharrten in ihrer Feindschaft gegen mich und unternahmen in noch gar vielen Nächten ihre philisterartigen Ueberfälle auf meinen müden Körper, so daß es bis zum Schluß des Schuljahres eine meiner (meist

nächtlichen) Beschäftigungen blieb, nach Drähten zu suchen und sie an die Luft zu befördern. Daß dadurch mein Strohsack nach und nach immer dünner und elender wurde, nahm ich mit zunehmender Besorgnis wahr, und um nicht blos noch auf den Latten schlafen zu müssen, sah ich mich genötigt, ganz gegen meine Neigung, mehrmals im Monat im Strohsack eine großartige Umwälzung stattfinden zu lassen, wodurch dann wieder mehr Spreu aus den erwähnten Geschwülsten herauf auf die Latten kam.

Es gereicht mir zur Genugtuung, hier sagen zu dürfen, daß ich längst nicht der einzige Addisoner war, dem es mit seinem Bett also erging. Es waren unter uns nicht viele, die nicht nachts mitunter aufstanden und Drähte suchten, auch nicht viele, die keine Euter unter ihren Betten hängen hatten.

Warum wir dann unsere Strohsäcke nicht hin und wieder von neuem füllten und zwar mit besserem Stroh?

Daran dachte keine Seele. Das Denken hätte auch nichts genützt, denn es war kein Stroh mehr vorhanden und neue Zufuhr war außer aller Frage.

Kapitel X.

Wir haben uns nun bereits so viel mit einzelnen Teilen unsers alten Seminars beschäftigt, daß es an der Zeit zu sein scheint, endlich einmal den ganzen Bau in Augenschein zu nehmen, wie er auf der Prairie stand

und heute noch steht—allerdings jetzt im Innern gar vielfach verändert und verbessert.

Man hat den Bau oft einen häßlichen oder doch unschönen genannt, aber nach meiner unmaßgeblichen Ansicht mit Unrecht. Wer so urteilte, unterschied dabei nicht die äußere Erscheinung von der inneren Einrichtung, oder meinetwegen der Zweckdienlichkeit der inneren Einrichtung.

Die äußere Erscheinung des Baues war nicht übel, wenn auch die schmutzig-rahmartige Farbe der Backsteine, aus denen er aufgeführt war, der Schönheit Abbruch tat. Daß er sich mit vielen neuen und modernen Schulbauten darin nicht messen konnte, ist nicht zu verwundern; man baute eben vor sechzig Jahren nicht wie heute. Es giebt in den verschiedenen Teilen unseres Landes viele Schulbauten aus jener Zeit, die hinsichtlich architektonischer Schönheit dem alten Addisoner Seminar das Wasser nicht reichen können.

Der Bau bestand ursprünglich aus dem drittehalbstöckigen Hauptgebäude mit den an beiden Seiten angebauten zweistöckigen Professorenwohnungen, denen man später, als die Anstalt an Schülerzahl zunahm und man mehr Raum zu schaffen genötigt war, je einen großen Flügel anfügte, zuerst den Nord-, und einige Jahre später den Südflügel. Diese Flügel hatten, wenn nicht ganz, so doch ziemlich dieselbe Größe wie das Hauptgebäude. Das Ganze machte, wie gesagt, durchaus keinen üblen Eindruck; es konnte sich irgendwo sehen lassen. O, wie gut wäre es gewesen, es hätte sich anderswo sehen lassen und wäre dort geblieben! In Addison war die Käsefabrik ganz am Platze, aber nie und nimmer ein Seminar.

War das Aeußere unseres Seminars nicht übel, so war es die innere Einrichtung um so mehr.

Als das neue Seminargebäude in River Forest im Bau begriffen war, hörte man vielfach, daß es „modern" werden solle, und mag da manchem, der sein Scherflein dazu beitragen wollte oder sollte, der Gedanke gekommen sein: „Wozu modern? Bedenkt man auch, daß das ein geradezu heidenmäßiges Geld kostet?"

Hinter dem Wort „modern" versteckt sich nämlich ein sehr dehnbarer Begriff. Was dem einen schon für höchste Modernität, für raffinierten Luxus oder gar für sündhafte Verschwendung gilt, das hält der andere für unumgänglich notwendig zu seiner leiblichen Wohlfahrt, wenn nicht zu seiner Existenz überhaupt. Ein dritter, der es noch besser kann, rümpft vielleicht sogar verächtlich die Nase über die Begriffe der beiden ersten.

Wenn wir in Bezug auf Schulbauten, besonders—wie in unserm Fall—in Bezug auf Synodalbauten von Modernität reden, so will das nicht allzuviel besagen. Das bedeutet dann keine breiten Marmortreppen mit Ballustraden von durchbrochener Arbeit in Onyx und mit bronzenen Hermesfiguren als Candelaber auf prachtvollen Treppenpfosten. Es bedeutet keine schweren Kronleuchter aus gehämmertem Silber oder Messing, die mit ihren zahlreichen Glühbirnen in allen Gängen, Hallen und Sälen von den mit Stuccatur reichverzierten Decken herabhängen und mit ihrem Licht herrliche Freskomalereien an den Wänden magisch beleuchten. Es bedeutet endlich keine elektrischen Fahrstühle (elevators) in allen Teilen des Gebäudes, auch keine Badezimmer mit schwe-

ren Spiegeltüren, mit Wandverkleidung aus Carrara-Marmor und mit Mosaikböden.

Nein, die Modernität, die man mir am neuen Seminargebäude zeigte, wies von alle diesem nichts auf. Sie besteht hauptsächlich darin, daß die Eingänge, die Korridore und Treppen breit und weit genug sind, so daß man nicht nur einander ausweichen, sondern auch einen Koffer, ein Pult, eine Bettstelle und sogar ein Klavier hindurch- oder hinaufschaffen kann, ohne sich die Glieder zu verrenken, ohne rechts und links den Mörtel aus den Wänden zu stoßen und ohne daß ein Entgegenkommender genötigt ist, entweder den Rückzug anzutreten, oder in eine Seitentür zu schlüpfen, wie in den Straßen von Stambul und Fez. Ferner besteht die Modernität darin, daß die verschiedenen Gebäude durch überdachte Gänge miteinander verbunden sind, so daß man, wenn man von dem einen ins andere gelangen will, nicht erst einen Spaziergang durch Regen oder Schnee, durch Blizzard oder Sonnenglut zu machen hat. Sämtliche Zimmer, Hallen und Korridore sind elektrisch beleuchtet und der Gebrauch der feuergefährlichen Petroleumlampen ist für immer abgetan. Trinkwasser liefern die städtischen Wasserwerke und ist in allen Hauptkorridoren zu finden. Die durstigen Zöglinge sind nicht mehr genötigt, wie in Addison, um jeden Trunk im Hofe von Pumpe zu Pumpe zu laufen, bis sie eine finden, die ihnen wirklich den Trunk liefert. Die Zahl der Wohn- und Schlafzimmer reicht endlich einmal aus, so daß nicht mehr zehn, zwölf und noch mehr Jungen in einem verhältnismäßig kleinen Raum wohnen und nicht mehr, wie in Addison, fünfundsiebenzig bis hundert (in einem Jahr waren es 108)

in einem einzigen Raum schlafen müssen. Ferner besteht das Moderne der neuen Anstalt darin, daß Zentralheizung alle Räume und Gänge gleichmäßig erwärmt und nicht in jedem Zimmer ein sogenannter Kanonenofen samt Cortege prangt, und endlich darin—und das ist das Beste—daß sich die Studenten wie civilisierte Menschen waschen und baden können.

„Na, aber!“ höre ich jemand, der ein wenig von Stefan von Kotzes „Dekadenz und sündigem Modernismus“ angehaucht ist, in Verwunderung ausrufen, „war denn das alles bei euch in Addison nicht so?“

Ich will ruhig weitererzählen und bin überzeugt, der freundliche Frager wird sich die Antwort auf seine Frage selber geben können.

Kapitel XI.

Unmodern schon nach damaligen Begriffen war das erste Gebäude der Anstalt, als es unsre Väter anno 1864 auf die Prairie pflanzten, und unpraktisch dazu. Letztere Eigenschaft scheint jedoch besonders hervorgetreten zu sein, nachdem die beiden Flügel angefügt worden waren und das Gebäude so lang geworden war, daß man nicht mehr so leicht um dasselbe herumgehen konnte.

Wir, die wir später darin wohnen mußten, glaubten und behaupteten, der Mann, der den Plan dazu entworfen hatte, müßte seine Kunst im XV. Jahrhundert und zwar an sizilianischen oder spanischen Klöstern erlernt haben, oder—und das glaubten wir lieber—sich die denk-

bar größte Mühe gegeben haben, ein Gebäude herzustellen, so unpraktisch, so wenig zweckentsprechend und dabei so eminent geeignet, die Bewohner auf Generationen hinaus in stets übler Laune zu erhalten, wie es nur erdacht werden konnte.

So meinten und urteilten wir, weil und so lange wir böse und unerfahrene Buben waren. Seitdem wir aber brav geworden sind und ausgefunden haben, was eine Harke ist, ahnen wir, mit welchen Schwierigkeiten der arme Mann zu kämpfen gehabt haben muß. Ihm schwebten keine Klöster vor, weder spanische noch sizilianische, sondern zuerst der allezeit schwindsüchtige Synodal-Geldbeutel, aus dem das Geld zu dem Bau kommen sollte, dann der Gedanke, ein Gebäude herstellen zu müssen, das nicht nur Lehrsäle und Wohnzimmer und Schlafsäle und Speisesaal und Musikzimmer und wer weiß, was sonst noch für die Schüler, sondern obendrein auch noch einige Professorenwohnungen auf möglichst beschränktem Raum—der Kosten wegen—in sich faßte. Da plane und baue einmal einer und mache etwas Gutes daraus, etwas Modernes!

Als viele Jahre später die Schülerzahl stetig zunahm und man mit den vorhandenen Räumlichkeiten platterdings nicht mehr auskommen konnte, da ist an dem Gebäude viel geflickt worden und viele Veränderungen hat man vorgenommen, aber moderner ist es dadurch nicht im mindesten geworden. Es blieb, wie es war. Andere Gebäude kamen nach und nach hinzu, darunter eine ganze Anzahl von Professorenwohnungen, aber modern, selbst im bescheidensten Sinn, war ihrer keins. Addison, unser „Kniepenburg,“ das winzige Prairiedörflein, ist mit den

Jahren etwas modern und dazu ganz hübsch geworden; das Seminar jedoch machte es wie Rodewaldsmutter an der Piqua Road—es blieb „bi de ollen Mode.“

Das hätte ja auch weiter nicht geschadet, wenn das Unmoderne nicht mit so unendlich vielen Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten, insonderheit aber mit so großer Feuersgefahr verbunden gewesen wäre. Der liebe Gott hat von Anfang an mit besonderer Gnade und Liebe über der Anstalt gewacht, sonst wäre sie längst ein Raub der Flammen geworden.

Elektrisches Licht kam damals erst auf; in großen Städten fand man es bereits hie und da, aber wer hätte sich dazumal träumen lassen, daß man damit einst Farmhäuser und Kuhställe beleuchten würde? Gaslicht war auf dem Lande, wo unsere Anstalt eben lag, ganz außer Frage. So blieben uns, die Nacht in Tag zu verwandeln, natürlich nur Petroleumlampen übrig, und zwar auch nicht solche aus Metall, sondern die billigsten, jämmerlichsten Glaslampen, die unter uns ausgelassenen, zappeligen und überall herumfuhrwerkenden Buben ihres Lebens keinen Augenblick sicher waren.

Dann denke man sich—da keine Zentralheizung vorgesehen war—in jedem Zimmer—Schlafsäle und Waschsaal (!) ausgenommen — einen Kanonenofen mit offener Tür. Schloß man die Tür, wie man es mit jedem anständigen Ofen zu tun pflegt, so wurde unser Kanonenofen vor Wut rot bis hinauf ins Schornsteinloch und man beeilte sich, ihm zu willen zu sein und ihm das Maul wieder aufzusperren. Und nun denke man sich den Ofen bis über die Türöffnung hinaus mit Kohlen vollgestopft, damit sich das Feuer erhielt, und—sämtliche Studenten

entweder in den Lehrsälen, im Eßsaal, im Bett oder in der Kirche! Nirgends ein Wächter, d. h. ein menschlicher!

Bis gegen Ende der siebziger Jahre waren an den Gebäuden keine Feuerleitern angebracht, an denen wir im Notfalle hätten ins Freie gelangen können; es gab keine Feuerspritze, weder im Seminar, noch auch im Dorfe; von den sogenannten extinguishers wußten wir nichts (bis 1880 oder 1881), nirgends stand auch nur ein Eimer Wasser. Dazu hingen alle Türen, aber auch jede einzelne, verkehrt; alle schwangen sie nach innen. Ferner kam dazu, daß die Gänge und Treppen unvernünftig eng, für ein Internat sogar frevelhaft eng waren.

Ich rede hier von Treppen, also in der Mehrzahl, als ob wir an Treppen reich gewesen wären. In Wirklichkeit hatte jedes Gebäude, soweit sie von den Zöglingen bewohnt waren, nur eine einzige Treppe, die sich im Bewußtsein ihrer Erbärmlichkeit und Unzulänglichkeit wie das böse Gewissen scheu an der Wand hinaufstahl, neben sich einen schmalen Gang übrig lassend, damit man zu ihr gelangen konnte. Wäre auf ihr im Falle einer Feuersbrunst ein Flüchtling gestürzt und zu Fall gekommen, so hätte es unter den nachdrängenden und nachstürzenden Studenten ein entsetzliches Unglück geben müssen, und wäre das Gedränge oben im Schlafsaal vor der selbstverständlich nach innen schwingenden Tür entstanden, so wären wir gefangen gewesen wie Mäuse in der Falle und das Unglück — das ist nicht auszudenken. — Nein, modern konnten wir unsere Treppen beim besten Willen nicht nennen.

Um die Gänge stand es ebenso. Ich habe sie vor einigen Jahren aus purer Neugierde eigenhändig ge-

messen und kann ihre Breite daher mit Sicherheit angeben. Für den Hauptgang durch das Mittelgebäude betrug sie vier Fuß — viel zu wenig für ein Internat — und für den Gang neben der Treppe, durch den allein man die Treppe erreichen konnte, sage und schreibe—ganze dreißig Zoll. Unverantwortlich! Der Hauptgang im zweiten Stockwerk hatte an jedem Ende ein Fenster und war daher trotz seiner Länge ziemlich hell. Nicht so der im ersten Stockwerk, der sein ganzes Licht bei Tage durch die vielleicht einmal im Jahre gewaschenen Oberlichter über den Ausgangstüren erhielt, so daß in ihm stets ein klösterliches Halbdunkel herrschte. Nachts sehe ich diesen Gang nur in Rabenfinsternis gehüllt — in der Erinnerung nämlich. Es hing dort, wo die beiden Gänge sich trafen, oben an der Wand wohl eine Lampe, die auch wahrscheinlich am Abend regelmäßig angezündet wurde; sie leuchtete jedoch nie lange, denn der lustige Prairiewind, der bei jedem Türöffnen durch den Gang sauste, machte mit dem kümmerlichen Licht kurzen Prozeß.

In diesem Gange ist einst folgendes wahres Geschichtlein passiert. Rennt da der dicke M. aus Zimmer Eins (dem ersten Zimmer links vom Haupteingang) hinaus in den Gang und diesen entlang, dem Ausgange zu, denn er hat es eilig. Noch ist er keine zehn Schritte gelaufen, als er in der fast greifbaren Finsternis glücklich in ein ihm entgegenkommendes Menschenkind hineinrennt. Als er merkt, daß dieses nur ein kleines Exemplar von Mensch, also wahrscheinlich ein „Fuchs“ ist, glaubt er, ihm eine Lektion erteilen zu müssen, holt deshalb aus und appliziert ihm zu dem edlen Zweck eine

tüchtige Ohrfeige mit den Worten: „Rechts weicht man aus!“

“Thank you for the information, sir, I shall try to remember it!” sagt freundlich und höflich das geohrfeigte Menschenkind und entpuppt sich dadurch als den lieben, greisen Herrn Professor Selle.

Bestürzung, Reue, Buße, Abbitte, Vergebung, Entschuldigung, Trost — alles dies wurde fein sachte im tiefen Dunkel des Ganges abgemacht und beide Beteiligte zogen befriedigt ihres Weges, der eine schnell, der andere langsam.

Ach, beide sind sie längst heimgegangen und zwar der Jüngling — an der Auszehrung — zuerst.

Um die Eingänge von außen her war es um kein Haar besser bestellt als um die Treppen und Korridore. Im Nordflügel ging es einigermaßen; da führte doch wenigstens die Außentreppe direkt auf die Eingangstür. Im Mittelgebäude aber war es arg. Das Hineinschaffen eines großen und schweren Gegenstandes war stets eine heillose Geschichte, und es ist mir noch heute ein Rätsel, wie man die Klaviere, die Orgeln und namentlich die vorsündflutlichen, mächtigen, langen Bänke, auf deren steifen Sitzen wir den größten Teil unserer Weisheit einnahmen, in das Gebäude gebracht hat. Das muß eine Riesenarbeit gewesen sein.

Die Haupteingangstür an der Ostseite des Gebäudes war allerdings groß und weit genug, gehörte mit zu dem Aeußeren des Gebäudes und war deshalb nicht übel, aber was gleich hinter ihr sich verbarg, war desto übler. Kaum hatte man sie nämlich geöffnet, so stand man schon vor dem Treppenpfosten und dem Geländer, das, wie bereits

bemerkt, nur einen dreißig Zoll breiten Gang neben sich erlaubte. Durch diesen Eingang haben wir meines Wissens auch nie etwas hineingeschafft außer uns selbst, unsern allezeit großen Hunger und die "gingersnaps" und "whitewash-cakes", die wir beim Weber in Kniepenburg geholt hatten und mit denen wir besagten Hunger wenigstens teilweise unterzukriegen gedachten.

Von dem hinter dem Gebäude gelegenen Hofe aus führten freilich zwei Eingänge ins Haus, beide aber waren sie so unpraktisch gelegen und eingerichtet wie es nur möglich war. Beide hatte man sie in einen von zwei Mauern gebildeten Winkel hineingezwängt, den einen an der Nordseite, den andern an der Südseite des Hauses. Ehe man den Eingang erreichte, mußte man seine Last, wenn man eine solche trug, erst eine enge hölzerne Außentreppe hinaufbalgen und dann, auf dem Absatz, der "landing", angekommen, den Koffer, den Strohsack oder die Bettstelle oder was man eben trug, wenden, um das Ding überhaupt in die Tür hineinzubringen, was bei Handhabung langer, schwerer Gegenstände allemal ein mühsames Heben über das enge Treppengeländer und dazu ein Klettern auf das kleine Dach einer Veranda erheischte und natürlich viel Aechzen verursachte.

Es soll mir leid tun, wenn ich in meiner Plauderei langweilig werde, aber es ist mir darum zu tun, dem Leser, der da vorhin fragte, ob „das alles" bei uns nicht so gewesen sei, einigermaßen klar zu machen, daß es zu unserer Zeit wirklich anders gewesen ist, und da gehört eben dies alles mit hinein.

Auch dies gehört mit hinein, daß man auf dem Seminar jedesmal durch den Hof laufen mußte, wenn man

von einem Gebäude ins andere gelangen wollte, was den Tag über fünfundzwanzig bis sechsunddreißig Mal nötig war. (Die alten Addisoner sind gebeten, nachzurechnen und die Orgel-, Piano- und „Pumpstunden" und die „Ueber-den-Hof-Gänge" nicht zu vergessen.)

Das ist an sich freilich weder etwas Schreckliches, noch etwas Gefährliches für gesunde, starke Jungen, selbst nicht in großer Hitze, aber im strömenden Regen, wie so oft, ist es doch nichts weniger als angenehm, besonders wenn man, kaum halbwegs trocken, abermals in den Regen hinausmuß. Noch unangenehmer waren die Spaziergänge, wenn vom Norden oder Nordwesten über die flache Prairie her die greulichen, eisigen Schneestürme, die Blizzards, sausten und uns die feinen Eisflocken wie Nadeln ins Gesicht trieben. Es half da nicht, daß man sein Gesicht auf die andere Seite drehte, denn zwischen den Gebäuden fing sich der Wind und verursachte solche Wirbel, daß es überhaupt keine andere Seite gab. Hier zwischen den Gebäuden und namentlich vor den famosen Eingängen sammelten sich auch mit Vorliebe die tiefsten Schneewehen.

„Ach," sagst du, „wer wird davon so viel Aufhebens machen; das war ja jedesmal nur ein Katzensprung!"

Ganz richtig — sehr weit war's nicht — vom Nordflügel bis zum Südflügel etwa hundert und fünfzig Fuß; trotzdem: „versök di dat mal," wie Fritz Reuter sagt! Besonders „versök di dat mal" den Tag über durchschnittlich alle dreißig bis vierzig Minuten und zwar in denselben Kleidern, die du im geheizten Zimmer auf dem Leibe hattest. Und so wirst du gehen, denn das ewige Ueberrockanziehen und Vermummen hast du bald satt

und unterlässest es so gewiß, wie zweimal zwei vier ist— wenn du ein richtiger Bube bist.

Kapitel XII.

Ein besonderes Vergnügen, das glücklicherweise ein Ende nahm, als eine Reihe von Jahren später das sogenannte neue Gebäude errichtet wurde, genossen wir zu unserer Zeit, wenn wir auf den Klavieren üben mußten, die man aus Mangel an anderem Raum in einem kleinen Framegebäude untergebracht hatte, das westlich oder nordwestlich vom Nordflügel auf blanker Prairie, von Gopherlöchern rings umgeben, seinem Ende entgegenmoderte. Ueber den schmalen Pfad dorthin pfiffen und heulten die Blizzards mit besonders wilder Ausgelassenheit, und es erforderte die ganze Energie eines schlechtgenährten Jungen — und schlechtgenährt waren wir samt und sonders —, im Winter oder bei heftigem Regen dort seine Uebungsstunden gewissenhaft einzuhalten. Der einzige, von dem ich weiß, daß er selbst im gräßlichsten Unwetter getreulich alle seine Uebungsstunden in dem Häuslein abtrommelte, war der Charley aus Ohio, der jetzt weitbekannte, große Organist in Chicago. Bei dem armen Jungen war es eben ein Muß; er konnte nicht anders; seine unbändige Lust und Freude an der Musik zwangen ihn dazu. Hätte er seinen Musikhunger nicht befriedigt, so hätte ihn dieser nachts nicht schlafen lassen, selbst wenn er keinen einzigen Draht in seinem Strohsack gehabt hätte. Andern Hunger hatte der Charley auch; wer hätte den in Addison nicht gehabt? Freilich hatte er auch andern Hunger — aber:

Stümm hier 'ne Tut' vull gingersnaps,
Vull whitewash-cakes dor 'n anner,
Denn käk he cakes un' snaps nich' an—
Makt' sick an sin — Pianner.

Diese Strophe ist selbstgemacht; sie sieht auch danach aus—wollte sagen: sie klingt auch danach. Wunderschön ist sie nicht; es ist etwas darin, das stark an den Knüppeldamm erinnert, der von der Eisenbahn nach Vendy, Ill., führt, doch für eine Plauderei ist sie gut genug, und das Beste an ihr ist, sie sagt die Wahrheit. Ich weiß nicht, ob andere am Charley diesen Musikhunger auch beobachteten oder nicht; ich merkte ihn wohl, und da ich von dieser Sorte Hunger weniger zu leiden hatte, so teilte ich ihm gern von meinen Uebungsstunden mit, was ich irgendwie entbehren konnte, und hielt mich mehr an gingersnaps und whitewash-cakes. Wir haben es denn auch beide ziemlich weit gebracht, jeder in seiner Branche: der Charley in der Musik, ich in gingersnaps und whitewash-cakes. Doch dies nur nebenbei. —

Wenn in uns ehemaligen Addisonern jene alten Zustände wieder aufwachen, so daß wir die alten Zeiten im Geiste noch einmal durchleben, und erfahren dann, daß die Schüler im neuen Seminar ihren Andachtssaal, Speisesaal, Badezimmer, Lehrsaal—alles, alles erreichen können, ohne das schützende Dach verlassen zu müssen, so will uns das schier als „sündiger Modernismus“ erscheinen und wir müssen den blassen Neid, der in uns aufsteigen will, bändigen und knebeln, damit er nicht über uns herrsche. Und wenn wir bedenken, daß sich besagtes Dach selbst über den Weg zu den Klavieren und Orgeln ausdehnt, so daß der Musikbeflissene zu den Instrumenten

gelangen kann, ohne erst den Kampf mit den Elementen aufzunehmen, ohne in Gopherlöcher oder Schneewehen zu geraten, ja, — und das muß besonders betont werden — selbst ohne erst lange den meistens abhandengekommenen „Windfüchsen,“ alias Calcanten, nachspüren und denselben das verhaßte Sklavenjoch aufschnallen zu müssen — du meine Güte! — dann sehen wir absolut nicht, woher ein heutiger Seminarist noch Entschuldigungen nehmen soll, wenn er nicht geübt hat. Es will uns scheinen, als sollte dann das Ziel auch höher gesteckt werden. Haben wir meteorologisch und gopherisch verhinderten Addisoner in einzelnen Exemplaren schon gegen Ende des zweiten Jahres den „kleinen Glauben,“ gegen Ende des vierten Schuberts Militärmarsch und im letzten Jahr das Rheumatismus bannende “Qui Vive” bemeistert — was sollten dann die völlig entschuldigungslosen River Forester nicht zu leisten imstande sein!

Schuberts Militärmarsch! — Qui Vive! — Welche süßen Erinnerungen ruft die Nennung dieser beiden Musikstücke in uns wach! Wie klangen sie einst so fröhlich zu den offenen Fenstern hinaus in die sommerliche Abendstille Addisons, hinaus in das Dickicht von herrlichen Kirschbäumen, hinab zur dämmerigen Laube! — Die Laube! — Erinnerst du dich der Laube, mein lieber alter Addisoner? Sie war fast der einzige wirklich schattige Ort auf dem ganzen Seminarland und wir hatten sie lieb. Fuit! Fuit! Sie ist gewesen! Sie fiel bald nach unserer Zeit dem Modernismus zum Opfer samt den verbotenen Kirschbäumen.

Hier möchte ich eigentlich poetisch werden, das Lied von der Laube singen und auf die herrlichen Kirschbäume

kommen, auf die ich in meinem ersten Addisonjahr eines Abends beinahe gekommen wäre, es aber plötzlich eintretender Umstände halber aufgab. Es ist jedoch noch nicht Zeit, poetisch zu werden, denn ich bin noch nicht fertig mit dem, der da wissen wollte, ob „das alles" bei uns und zu unserer Zeit nicht so gewesen sei, wie es im neuen Seminar ist. Ihm gerecht zu werden, muß ich noch einmal ganz prosaisch werden und in Addisons alten Waschsaal hinabsteigen, weil jener Frager zu wissen verlangt, ob wir uns nicht wie civilisierte Menschen hätten waschen und baden können.

Kapitel XIII.

Es zeugt von der Biederkeit und ehrlichen Aufrichtigkeit der Addisoner aller Zeiten, daß es nie einem derselben einfiel, dem kalten Raum, der uns als Waschsaal diente, den euphonischen Namen Badezimmer beizulegen. In Bezug auf Wohlklang kann sich die Bezeichnung Waschsaal gar nicht messen mit der Bezeichnung Badezimmer, und wir hätten anderen Leuten, besonders solchen, die unser Reinigungslokal nicht kannten, so nett imponieren können mit dem fast luxuriös klingenden Ausdruck Badezimmer. Wir versuchten das jedoch nie, weil jeder ehrlich genug war, sich selbst einzugestehen, daß der kalte, schaurige, moderige Raum drunten im Keller des „Fuchsstalles" nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einem Badezimmer hatte.

Solange er existierte, hat meines Wissens darin keine

Seele—wollte sagen: kein Leib gebadet. Das ließ sich einfach gar nicht bewerkstelligen. Wer von Hause die Gewohnheit, sich zu baden, mitgebracht hatte, legte sie in Addison ab, und wer sie daheim nicht hatte, brauchte sich um die Aneignung derselben hier nicht zu bemühen. Es wäre nutzlos gewesen. Die Erbauer des Seminars scheinen vom Baden nicht viel gehalten zu haben. Weder Wannen- noch Sturzbäder, noch auch nur Seclusion hatten sie vorgesehen. Die einzige Badegelegenheit, die ich in Addison je gesehen und, so oft als möglich benutzt habe, befand sich in dem kleinen Bächlein, der Salt Creek, hinter Herrn Leesebergs Gartenfenz. Dort konnte man, wenn man nicht zu anspruchsvoll war, hin und wieder im Sommer nach einem Regenguß genügend Wasser zu einem Sitzbad finden. War das dann ein Schwelgen! Mehr als zwei Menschen durften da aber nicht zu gleicher Zeit baden, sonst hätten sie das Wasser aus dem Bach verdrängt.

Ein junger Schulmeister, der als „Spund" dreißig Jahre nach mir die Anstalt heimsuchte, der heuer in meiner unmittelbaren Nachbarschaft sein Wesen hat und sogar behauptet, durch Heirat mein Neffe geworden zu sein — dieser junge Mensch versucht, mich glauben zu machen, daß in dem Bach zu seiner Zeit ein "swimming-hole" a la Whitcomb Riley sich befunden hätte und daß er nebst anderen im Sommer darin viel gebadet habe. Nun, er ist ein Schulmeister, deswegen und besonders seiner Frau wegen will ich ihm glauben, obwohl er auch behauptet, aus jener Salt Creek „viel Fische" gezogen zu haben.

Schwammbäder waren in unserm Waschsaal ebenso außer Frage wie Tauchen und Schwimmen. Dazu hatte

der Raum viel zu viel Fenster — Licht, Helligkeit (bei Tage) war sein einziger Vorzug — und vor den Fenstern war keine Spur von Vorhängen, und draußen vor den Fenstern, die zu ebener Erde waren, ging's den ganzen Tag auf und ab, Männlein und Weiblein, jung und alt; denn in den Seminargebäuden wohnten damals noch die Professorenfamilien. Spanische Wände hatten wir ebenfalls nicht, und das war auch ganz gut, sie wären dort unten doch vermodert. Was war da zu tun?

Es war einmal ein Bube, der erzählte seinem Freunde: „Du, mer hamm ze Middag Schinken g'habt, der war zu salzig, zu ferchterlich salzig, mer kunnt'n ihn absolut nicht essen."

„Na," fragte ihn sein Freund, „was habt'r denn hernach'r damit g'macht?"

„Ja," erwiderte der Bube, „was hammer damit g'macht? Mer aßen ihn äben doch."

Bei uns in Addison war's absolut unmöglich zu baden; was taten wir da? Badeten „mer äben doch"? Bewahre, wir gewöhnten uns den Luxus ab. Das war auch eine Errungenschaft.

Gewaschen aber haben wir uns; das sei hiermit feierlichst konstatiert. Im Frühling, im Sommer und im Herbst gründlich und blitzsauber; im Winter dagegen blos "middling to fair", wie man hierzulande zu sagen pflegt. Das richtete sich nämlich danach, ob wir Wasser hatten oder nicht. Daß wir es nicht hatten, war durchaus nichts ganz Ungewöhnliches. Dort draußen auf der Prairie pumpte uns kein städtisches Wasserwerk das nötige Naß ins Haus. Wir waren ganz auf Zisternen angewiesen. Ob derselben eine genügende Anzahl vorhanden

war und ob die Kapazität der vorhandenen derart war, daß zweihundert und mehr Menschen ihren täglichen Wasserbedarf daraus schöpfen durften, weiß ich nicht mehr; das aber weiß ich, daß wir, wenn es lange nicht regnete, unsere Zisternen völlig leerten.

Drunten in unserm famosen Waschsaal, mitten darin, tief unter dem gepflasterten Boden, befand sich auch eine Zisterne mit einer Pumpe darin oder darauf. Beide, Zisterne wie Pumpe, waren brav, sie gaben Wasser, solange sie konnten, und ich muß mich noch heute wundern, wie sie es so lange fertigbrachten. Mitunter aber gaben sie es auch auf und dann suchten wir unser Waschwasser, wo wir es eben finden konnten, was im Winter mit Schwierigkeiten verbunden war, da die Pumpen meistens samt und sonders eingefroren waren.

In besonders kalten Wintern fror auch der Abzugskanal im Waschsaal zu, und dann entstand eine Kalamität, die ich kaum zu berichten wage aus Furcht, man möchte mir an den Rand schreiben: "You are overdrawing your picture, my son!" Glücklicherweise aber leben noch die meisten derer, die solche Dinge miterlebt haben, und dieselben werden gern bezeugen, daß ich meine Farben nicht zu dick auftrage. Sollten jemandem „solche Dinge" unbegreiflich erscheinen, so möge er bedenken, daß wir ganz unmodern waren, daß es in Addison bitterkalt wird und endlich, daß wir einen prachtvollen, ungeheizten Waschsaal hatten.

Die Geschichte aber war diese.

Wie alle Buben — Mädchen sollen ähnlich sein —, schoben wir das Aufstehen und Toilettemachen, wozu uns eigentlich eine halbe Stunde zur Verfügung stand,

solange hinaus, als es sich ohne nachteilige Folgen tun ließ. War auch nicht zu verwundern, denn die wenigen Annehmlichkeiten des irdischen Daseins, z. B. ein bereits warmes Wohnzimmer und ein gutes, kräftiges Frühstück, standen uns nicht bevor. In zehn Minuten höchstens mußten Aufstehen, Ankleiden, Waschen und Kämmen geschehen. Wie da zuerst unsere Finger und nachher unsere Beine flogen — letztere nämlich die Treppe hinunter —, das war nicht nur ergötzlich zu schauen, sondern machte auch unserer Behendigkeit alle Ehre.

Aus den Wohnzimmern wurde das Handtuch und eventuell Seife geholt und dann stürmten wir hinab in den Keller des „Fuchsstalles," in unsern Waschsaal. Fanden wir unser eigenes Waschbecken an seinem Platz, so war das reines Glück oder Zufall. Oft fanden wir es nicht. Letzteres konnte zwei Gründe haben. Der eine war der, daß jemand uns zuvorgekommen war und in strafwürdiger Herzensbosheit von unserm sauer erworbenen Eigentum unerlaubten Gebrauch machte. Den andern Grund will ich lieber nicht nennen.

War nun unser eigenes Becken nicht zu finden, so sahen wir uns zu unserm Leidwesen und tiefen Bedauern durch die äußerste Not gedrungen, uns des Eigentums unsers Nächsten zu bedienen, was wir denn auch taten. Das ging denn mit solcher Schnelligkeit vor sich, daß man das Gesetzwidrige solchen Handelns gar nicht merkte. Wir wuschen uns so gut es ging — eventuell mit Seife —, gossen in der Hast, mit der alles geschehen mußte, das Wasser in der Nähe der Abzugsröhre auf den Fußboden, schleuderten das Waschbecken auf seinen Platz zurück und jagten davon, die Treppen hinauf, über den Hof, hinauf

in den Andachtssaal, indem wir unterwegs Gesicht und Hände trockneten und mit dem Kamm notdürftig durch unser Haar fuhren.

Wir nahmen in unserer angeborenen Gutmütigkeit an, daß das Wasser, das wir in der Eile auf den Boden gegossen hatten, ebenfalls gutmütig genug sein würde, seinen Weg durch die Abzugsröhre hinaus ins Freie zu nehmen. Es hätte dies wahrscheinlich auch getan, denn es tat's in warmer Jahreszeit immer, aber jetzt fand es die Abzugsröhre zugefroren und so tat es eben, was ihm bei der furchtbaren Kälte einzig übrigblieb: es gefror, wo wir es hingeschüttet hatten, zu Eis. Und weil fast alle Schüler in derselben Eile waren und alle in gleicher Weise dem Wasser Verstand genug zutrauten, gehorsamst abzufließen, so wurde aus dem Abwasser über der Abzugsröhre mit der Zeit ein niedlicher, glatter Eiskegel, der sich weiter und immer weiter durch den Raum ausdehnte und in seiner Seifenopalescenz, wenn ihn nachmittags die Sonne traf, wunderbar schillerte und schimmerte und wirklich recht hübsch aussah. Daß sein Geruch von entschieden anderer Qualität war, war nicht seine Schuld.

Weiter und weiter dehnte und breitete sich der Hügel aus, genau so wie die Sinterformationen um die Geiser im Yellowstone-Park her, und wie letztere im Laufe der Zeit ganze Bäume umgeben und töten, so umgab unser Eiskegel schließlich auch die Pumpe und tötete sie; mit anderen Worten: die gute Pumpe, bis an die Schnauze im Eise steckend, fror vollständig und unrettbar ein und sank in den Winterschlaf. Da hatten wir's!

Welche unsäglichen Unannehmlichkeiten und Mühsale



Wie unser Waschen am Morgen infolgedessen ausfiel?
"Middling to fair?"—Meistens "middling."

uns diese Wirtschaft verursachte, läßt sich einfach nicht beschreiben.

Selbstverständlich wurde von uns Zöglingen nach wie vor erwartet, daß wir uns wüschen. Wir waren samt und sonders dazu auch gern bereit, aber wir hatten kein Wasser; denn auch die übrigen Zisternen im Hofe waren entweder zugefroren oder—leer. Was da nun tun?

Als einst in St. Louis die Straßenbeleuchtung so miserabel wurde, daß man nachts auf den Straßen kaum seines Lebens mehr sicher war, tröstete der damalige Stadtmayor Ziegenhain seine jammernden Mitbürger mit den Worten: "Ve got a moon yet, ain't it."

Als uns in Addison nirgends mehr eine Pumpe fließen wollte, als die Reinigungsnot aufs höchste gestiegen war, fiel uns ein: "Ve got a slough yet."

Eine "slough" ist bekanntlich eine Pfütze. Unsere Pfütze befand sich jenseits der Seminarfenz in dem damals noch brachliegenden Land-Dreieck zwischen der Elgin- und der St. Charles-Road, etwa zweihundert Fuß direkt östlich vom Haupteingang des Seminars, und war an ihrer tiefsten Stelle vielleicht vier Fuß tief. Sie war jetzt natürlich dick überfroren, aber einer unter uns, der sich offenbar aufs Nordpolfahren verstand, hatte unter dem Eise Wasser entdeckt und die Kunde davon durch das ganze Seminar verbreitet. So rasten wir denn fortan Morgen für Morgen, nachdem wir eben aus den warmen Betten gekrochen waren, in die oft entsetzliche Kälte hinaus, durch Eis und Schnee, hinab zur Pfütze, hackten mit der Axt ein Loch durch das Eis, fuhren mit dem Waschbecken hinab, faßten so viel Wasser als wir erreichen konnten und eilten damit dem Seminar wieder zu.

Wenn die freundliche Leserin nun hört, daß wir mit unserm ergatterten Wasser auf dem Rückweg von der Pfütze über einen Bretterzaun klettern mußten, ferner, daß der im Winter fast unausgesetzt wehende heftige Prairiewind uns viel von unserm Wasser aus dem Becken herausblies — mit Vorliebe uns über Kleider und Schuhe —, und endlich, daß wir unsern Mitschülern, um ihnen die Strapaze zu ersparen, noch von unserm „Ueberfluß" mitteilten, so kann sie sich ein klares Bild davon machen, mit welchen Quantitäten Wasser wir uns endlich wuschen und — wie die Wascherei ausfiel. "Middling to fair?" — Meistens "middling."

So, nun hätte ich, wie ich hoffe, dem Frager zu seiner Zufriedenheit nachgewiesen, daß wir uns Anno dazumal wirklich nicht wie civilisierte Menschen baden und waschen konnten. Hoffentlich ist er nun auch überzeugt, daß wir weder von Dekadenz, noch von sündigem Modernismus angehaucht waren. In letzterer Ueberzeugung wird er noch bestärkt werden, wenn wir in unseren Reminiszenzen jetzt auf unser Essen zu sprechen kommen.

Kapitel XIV.

Als der Erzähler vor fast einundvierzig Jahren fern drunten im Land, wo die Zitronen blüh'n, als junger Bursche in sein Amt als Lehrer eingeführt wurde, da sang die Gemeinde (besser gesagt, was von ihr anwesend war, nämlich ein einziger Mann, der, wie er sagte, da war, um „die Nickel zu k'leckte," zehn oder zwölf Frauen

und etwa doppelt soviel junge Mädchen) das schöne Lob- und Danklied: „O, daß ich tausend Zungen hätte.“

„Sieh’,“ dachte ich im stillen, „die lieben, dankbaren Leute freuen sich und danken dem lieben Gott, daß sie endlich auch einmal einen Lehrer für ihre Schule bekommen haben,“ und ward ob der Wahrnehmung froh im Geist.

Der zweite Sonntag kam. Diesmal fand zwar keine Lehrereinführung in der Kirche statt, trotzdem intonierte die zarte Miß Georgiana auf dem winzigen Harmonium droben auf der Empore die Melodie, und eine etwas geringere Schar von Anwesenden hub an zu singen: „O, daß ich tausend Zungen hätte.“

„Sieh’,“ dachte ich, „die wackeren Leute freuen sich immer noch, daß du gekommen bist,“ und ward noch froher im Geist.

Als aber die Gemeinde am dritten Sonntag abermals voller Andacht zu singen begann: „O, daß ich tausend Zungen hätte,“ da stieg in mir ein böser Verdacht auf. Es schien mir nicht recht glaublich zu sein, daß eine Gemeinde an drei aufeinander folgenden Sonntagen ihrer Freude über die Ankunft eines jungen Schulmeisters in so auffälliger Weise Ausdruck verleihen könne oder doch würde. Es fehlte an ähnlichen Beispielen. Zwecks Erklärung solcher phänomenalen Dankbarkeit zog ich daher unter der Hand Erkundigungen ein und hörte zu meiner Verwunderung: „Ja, gucken S’, Mischter Segel, die junge Mädle do hinne kenne kei annere Lieder nit, wo uff die jetzige Jahreszeit passe tu’, un’ do singe mer holt das, was sie kenne.“

Das wirkte recht ernüchternd auf mich. „O, so!“

sagte ich etwas langgedehnt und war darauf eine Zeitlang nicht mehr ganz so froh im Geist.

Als uns an meinem ersten Abend auf dem Addisoner Seminar die Glocke in den Speisesaal rief und wir uns nach einem kurzen Tischgebet auf die langen Bänke, die um die noch längeren Kasernentische her standen, zum Abendbrot niederließen war ich nicht wenig erstaunt, nichts anderes zu essen vorzufinden als Brot, etwas sehr zweifelhafte Butter und eine mächtige Kanne voll dünnen Kaffees.

„Sieh',“ dachte ich, „die Hausverwaltersleute haben heute in dem Wirrwarr und der Unruhe des Tages sicher keine Zeit gefunden, etwas Ordentliches zu kochen,“ gab mich zufrieden, aß, was da war, und hub mich fröhlich von dannen.

Als wir am nächsten Morgen unsere Plätze am Frühstückstisch wieder einnahmen, prangte vor uns auf dem Tisch dieselbe „Kindtaufskanne“ mit dünnem Kaffee und daneben ein Haufen Brotschnitte nebst ein wenig sehr zweifelhafter Butter.

Ich war enttäuscht; doch ich kannte das achte Gebot, das von mir verlangte, alles zum Besten zu kehren, und versuchte, ihm gehorsam zu sein.

„Das arme Küchenpersonal ist sicher noch nicht zur Ruhe gekommen,“ redete ich mir ein, „heute abend wird's wohl anders sein“; freute mich einstweilen darauf und hub mich abermals fröhlich von dannen.

Als aber der Abend kam und wieder nichts auf den Tischen zu finden war als dünner Kaffee, Brot und immer zweifelhafter werdende Butter, da stieg in mir ein greulicher Verdacht auf. Es schien mir nicht glaublich,

daß unser Küchenpersonal noch immer keine Zeit gefunden haben könne, etwas mehr als nur Brot, Butter und Kaffee zu bereiten. Das war doch seine Hauptaufgabe. Sollte es möglich sein, daß unser Küchenzettel hier, wie der auf dem Gymnasium in Fort Wayne, für Frühstück und Abendbrot immer und ewig nur die drei Gerichte aufweisen würde? Ich zog Erkundigungen ein und fand meinen Verdacht vollauf gerechtfertigt.

„O, nein," sagte man mir, „etwas anderes als Butterbrot und Kaffee kennen wir hier nicht, weder zum Frühstück, noch zum Abendbrot, und da essen wir eben, was wir bekommen. Nur an Sonntagen bekommen wir einige Schnitte mageren Kaffeekuchen anstatt des Brotes."

Das wirkte recht ernüchternd auf mich, der ich mir daheim morgens fast ausnahmslos etwas Gebratenes — im Winter meistens köstliche Farmerwurst mit frischem Kornbrot — und abends ein regelrechtes "supper" hatte munden lassen. „O, so!" sagte ich etwas langgedehnt und ergab mich in mein Schicksal.

So war's und so blieb's: Butterbrot und dünnen Kaffee gab's Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr mit — soweit ich mich erinnere — einer einzigen Ausnahme. Von dieser aber später.

Unser Brot — wenigstens vom zweiten Jahr an, nachdem ein richtiger Bäcker angestellt worden war — war geradezu ausgezeichnet; nie in meinem Leben habe ich je wieder solch köstliches Brot gegessen. Es wäre daher alles gut gewesen, wenn wir dazu gute Butter bekommen hätten. Unsere Butter aber war immer, wie wir es ausdrückten, „unter aller Kanone."

Ein "country store keeper" droben in Wisconsin

lieferte sie uns. Der Mensch kaufte in seiner Nachbarschaft auf, was die Farmer an Butter hereinbrachten, gut und schlecht, frisch und alt, weiß, hellgelb, dunkelgelb, bräunlich und grünlich, wie es sich traf, warf alles durcheinander in ein Faß, klopfte einen Deckel auf das Faß und sandte es gen Addison. Natürlich ließ er sich gut dafür bezahlen.

Unser Hausverwalter mischte die ranzige Ware fein durcheinander und untereinander, so daß eine gelb-weiß-grünlich marmorierte Schmiere daraus ward, und diese wurde uns darauf als Butter auf den Tisch gesetzt. Was Wunder, daß wir lieber trocken Brot aßen als Brot mit solcher Butter bestrichen! Oft ließen wir sie unberührt stehen. Das machte auf die Gummiseele unsers Hausverwalters aber keinen bleibenden Eindruck; bei der nächsten Mahlzeit prangte das Stück Marmorschmiere wieder auf unserm Tisch.

Erst unser dritter Direktor, Herr Doktor Krauß, — ihm sei's hiermit in aufrichtiger Dankbarkeit nachgesagt — erbarmte sich unser. Von ihm hörten wir nicht die früher immer auf unsere Klagewogen gegossenen sanftmütigen Oelworte: „Ihr müßt immer bedenken, das ist Speise." Mit bairischer Faust fuhr er in die Mißwirtschaft und der Wisconsiner durfte fortan seine Schmiere selber verzehren, wenn er Lust hatte; wir aber erfreuten uns bis ans Ende unserer Studienzeit stets sehr guter Butter.

Doktor Krauß war es auch, der einst einen Versuch machte, hinsichtlich unsers Abendbrotes Wandel zu schaffen, und dadurch die obenerwähnte einzige Ausnahme verursachte.

Er erteilte dem Küchenpersonal eines Tages den Befehl, für uns zum Abendbrot Pfannkuchen zu backen. Das war herzlich gut gemeint, und der Herr Doktor hat damit nicht nur grandios Furore gemacht, sondern sich auch bei uns einen gewaltigen Stein ins Brett gesetzt, aber es wurde eine Geschichte daraus, wie sie der gute Mann sich nicht hatte träumen lassen. Er hatte mit wenigstens halbcivilisierten Menschen gerechnet, nicht aber mit einem großen Rudel ausgehungerter Wölfe.

Die Episode war von Anfang bis zu ihrem leider allzubaldigen Ende so drollig und amüsant, daß nur die Feder eines Mark Twain sie gebührend zu schildern imstande wäre.

Wir Seminaristen wußten von dem uns bevorstehenden unerhörten Genuß absolut nichts. Als die Glocke uns in den Speisesaal rief, schlenderten wir dorthin im gewohnten gleichgültigen Schritt, "like the quarry-slave at night" — Butterbrot und Kaffee liefen uns ja nicht davon . Aber schon beim Hinabsteigen in den Saal quoll uns der Fettdampf und der Geruch von Pfannkuchen entgegen, ersterer in grauen Wolken, letzterer wie Balsamdüfte aus dem verlorenen Paradies, und das Wasser begann zu laufen, bei einigen als Wehmutstränen die Backen hinab, bei den meisten „im Munde zusammen." Noch immer hatten wir keine Ahnung, daß der Schmaus, der da zugerichtet wurde, uns zugedacht war; als wir jedoch an unsere Tische traten und an den dort in unmißverständlicher Weise aufgestapelten Bergen von Pfannkuchen erkannten, daß das Lukullusmahl uns — uns! und niemand anders bestimmt war, da brach ein Jubel los — — "oh, boy!" So rufen unsere heutigen

Jungen aus, wenn sie ihre Freude und Wonne superlativisch ausdrücken wollen. Ich borge den Ausruf von ihnen, denn er paßt hierher.

Kaum hatte der Seminarälteste das kurze Tischgebet gesprochen, als wir schon wie Wölfe über die Pfannkuchen herfielen. Sieben, acht flinke Arme, mit Gabeln bewaffnet, fuhren von beiden Seiten des Tisches auf den Berg los. Vergeblich schrien die Tischältesten (Vorfresser genannt) kraft ihres Amtes dazwischen. Ich vermute, sie riefen etwas von Gesittung, aber wer verstand sie? Wer wollte sie verstehen? Hier war kein Ort, Reden über Gesittung zu halten — hier waren ja Pfannkuchen — um alles in der Welt! Die Gabeln fuhren hinein in den Berg, vier, fünf in ein und denselben Kuchen. Kaum ein einziger Kuchen gelangte in seiner ursprünglichen runden Gestalt auf die Teller, sondern in zerrissenen Fetzen, wenn er überhaupt dahin kam und nicht schon vorher verschlungen wurde. Es war wunderbar, ganz wunderbar — auch großartig.

Unterdessen sah's nebenan in der Küche aus wie auf einem Schlachtfelde. Im Schweiße seines Angesichts buk dort, wer immer eine Pfanne regieren konnte, stets neue Vorräte und seufzte dazu. Wir sahen das nicht; wir hörten es blos; denn Küchenpersonal und Oefen waren längst im Fettdampf verschwunden — im Fettdampf, der nicht nur in Wolken von der Küche her zu uns in den Eßsaal drang, sondern auch in zähen Schwaden zu allen Fenstern hinaus in den Hof zog und die Leute in der Nachbarschaft auf den Gedanken bringen mußte, das Seminar stünde in Flammen.

Man hatte uns zu verstehen gegeben, daß wir uns

„mehr“ holen dürften, wenn unsere Pfannkuchenberge verzehrt seien. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Ein ununterbrochener Zug von „Füchsen“ war konstanter unterwegs, wie Ameisen, von den Tischen zur Küche und von der Küche zurück zu den Tischen. Die Jungen mit leeren Tellern tauchten gleichsam in den Qualm von Fettdampf hinab, blieben eine Minute oder zwei verschwunden und tauchten dann grinsend wieder auf mit einem aufgetürmten Haufen dampfender Kuchen auf den Tellern. Es war und blieb großartig.

Ob die Pfannkuchen gut waren — wahrscheinlich waren sie es — kümmerte uns wenig. Uns ging's wie dem bairischen Bauern, der vor einem Haufen Knödel saß und einen nach dem andern verschwinden ließ, den ein Vorübergehender fragte: „Na, schmeckt's?“ und der, auf beiden Backen kauend, erwiederte: „I schmeck' nit lang', i freß' halt nei'!“

Jetzt weiß ich nicht mehr, haben wir selbst aufgehört zu essen, oder hat man uns, als man glaubte, daß wir genug Berge abgetragen und die Täler genügend gefüllt hätten, zum Eßsaal hinausgejagt — einerlei, der nunmehr historische Schmaus nahm ein Ende. Schon dies allein war schlimm; bei weitem schlimmer aber war's, daß er sich nie und nimmermehr wiederholte. Ob das Küchenpersonal an den Streik ging und sich bockbeinig weigerte, jemals wieder stundenlang über den Pfannen zu hängen, um für etwa zweihundert hungrige Bubenmagen Pfannkuchen zu backen, oder ob der Herr Direktor selber zu der Einsicht gelangte, daß man etwas Derartiges doch nicht von den Leuten verlangen könne, das haben wir Jungen nicht erfahren. Die herrliche Pfann-

kuchen-Oase war gleich einer Fata Morgana aus der Wüste von Brot und Kaffee emporgestiegen; wie eine Fata Morgana verschwand sie auch, und wieder, wie früher, umgab uns an allen Seiten trostlos die Wüste von Brot und **Kaffee**.

Der Schmaus war, soviel ich mich erinnere, die einzige uns in Addison widerfahrene Freude, die wir uns nicht selber bereitet hatten, oder die uns nicht aus **dem Umgang** mit fröhlichen Malefizbuben erwachsen wäre. Wir haben lange an ihr gezehrt. —

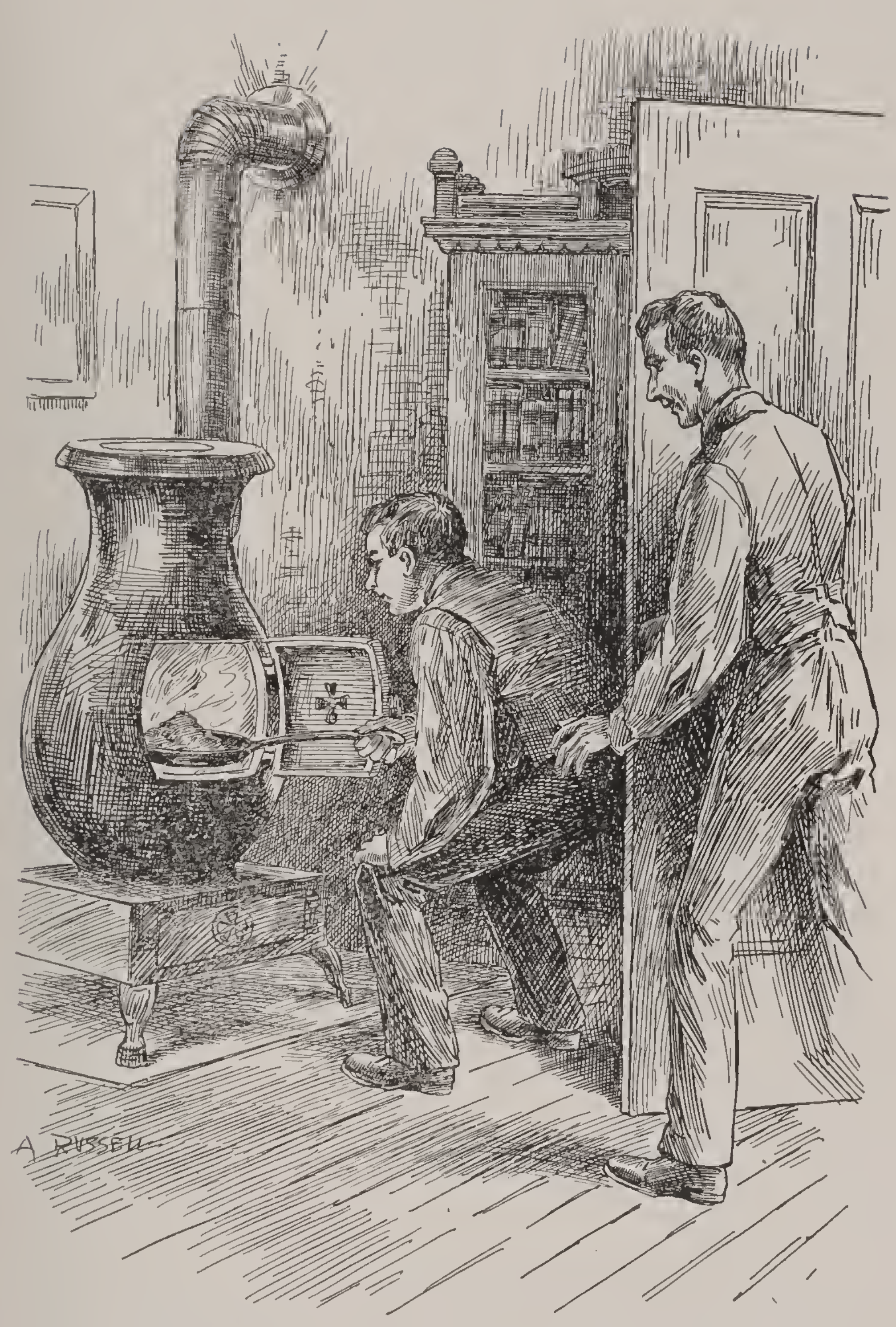
Kapitel XV.

Dem Leser wird aufgefallen sein, daß unserer Mittagsmahlzeiten bisher noch mit keiner Silbe Erwähnung getan worden ist. Das ist aber nicht unbeabsichtigt unterlassen worden. Ich habe nicht Lust, viel Worte darüber zu machen. Es widersteht mir, Uebles davon zu schreiben und Gutes weiß ich nicht darüber zu berichten. Nur so viel sei gesagt, daß wir ebenso gern gesehen hätten, sie wären ganz ausgefallen, oder man hätte uns anstatt des Fleisches und der Kartoffeln ebenfalls wieder, wie morgens und abends, Brot und Kaffee geboten. Die Mittagsmahlzeiten waren selten so, daß wir sie mit Appetit aßen. Nicht als ob das Material, aus dem sie zubereitet wurden, nicht gut gewesen wäre. Nein, dieses war meistens ganz gut, aber die Zubereitung war eine solche, daß man schon beim bloßen Anblick der Gerichte vollauf genug hatte und sich auf seinem Sitze umdrehte zum Zeichen, daß man „satt" sei. Namentlich war es das ge-

bratene Rindfleisch, das meistens nicht gegessen wurde, weil es einfach nicht eßbar war. Es erschien auf unsern Tischen immer in Würfeln von ziemlich genau der Größe der A-B-C-Bauklötze, mit denen unsere Kinder spielen. Wir nannten die Würfel "chunks". Sie waren an allen sechs Seiten fast ganz schwarz und so hart gebraten, daß man sie nicht mit dem Messer zerschneiden konnte.

Nach dem Mittagessen wanderten wir deshalb meistens scharenweise hinab nach „Kniepen“ zum Weber oder zum Treichler, wo wir uns für fünf oder zehn Cents gingersnaps oder whitewash-cakes geben ließen und uns dazu ein Glas Zisternenwasser pumpten, in das wir die Kuchen tunkten, bis sie sich vollgesogen hatten, worauf wir sie aßen. Diesen Prozeß nannten wir „stippen.“ O, wie manchen schönen Hunger haben wir auf diese Weise wenigstens halb zu Tode „gestippt.“! Mitunter kauften wir uns auch beim Fleischermeister Schulle ein Stück Wurst, von dem wir dann auf dem Wege zurück zum Seminar Stück auf Stück abbissen und gierig verzehrten.

Wenn es sich machen ließ, nahmen wir von den auf den Tisch gebrachten gekochten Kartoffeln, die nur wenige gern ohne Sauce aßen, eine Anzahl, in Papier gewickelt und unter dem Rock verborgen, mit aufs Zimmer. Dort schnitten wir dieselben in Scheiben oder zerstampften sie, so gut wir konnten, und brieten sie in einer kleinen Pfanne, die wir durch die Türöffnung unsers Kanonenofens schoben und über die zerstoßenen glühenden Kohlen hielten. Die dazu nötige Butter hatten wir uns schon im voraus—am Morgen oder am Abend vorher — am Munde abgespart. Das alles war selbstverständlich „verboten“ und wir mußten es heimlich tun. Desto besser aber



„Dom, Liebling meiner Seele, laß mich kosten das schöne, bräunliche Gericht!"

schmeckten die Kartoffeln, wenn wir sie, schön gebraten, endlich aus dem Ofen ans Tageslicht beförderten und— wenn uns das leckere Gericht nicht beim Herausziehen aus dem Ofenloch ins Feuer fiel, was leider oft genug vorkam.

Bei solchem Kartoffelbraten hat sich einst eine Geschichte zugetragen, die allerdings keineswegs nachahmungswürdig ist, aber mit ins Bubenleben gehört.

Steht da der kurze, dicke „Dom Pedro“ gebückt vor dem Ofen und hält seine Pfanne aufgehäuft voll von beinahe „fertiggebratenen“ Stampfkartoffeln über die Kohlen. Bald faßt er den Pfannenstiel mit der rechten, bald mit der linken Hand; denn der Stiel ist fürchterlich heiß. Dom Pedro aber hält standhaft aus und schnalzt im Vorschmack der ihm bevorstehenden Wonne bereits mit der Zunge.

Endlich ist das köstliche Gericht fertig—knusperig und an den Rändern schön bräunlich—famos!

Voll Freude zieht der Junge seine Pfanne aus dem Ofen. Da geht die Zimmertüre auf und der lange „Molch“ tritt ein. Ein Blick auf Dom Pedros Pfanne und den Molch ergreift der Appetit mit unwiderstehlicher Macht.

„Heiliger Nepomuk!“ ruft er aus, „Pedro, mein Dom, du köstlicher, knolliger Knabe, teile mir mit, mein Sohn, von deinem ambrosischen Mahle!“

Der „knollige Knabe“ aber will nicht.

„Fällt mir doch gar nicht ein! Brat' dir selber Kartoffeln, wenn du essen willst!“ sagt er und dreht dem Molch den Rücken zu.

„Dom, Liebling meiner Seele,“ bittet der Molch wei-

ter, „erbarme dich! Zersprenge die ehernen Bande, die dein marmorn Herz umklammern, und laß mich kosten das schöne, bräunliche Gericht; du bezwingst es doch nicht!“

„Ich wett', ich tu!“

„Ich wett', du tust nicht!“ ruft der Molch, schleudert blitzschnell eins seiner langen Beine empor, trifft mit der Spitze seines Schuhs die Pfanne von unten und das „ambrosische Mahl“ fliegt gegen die Zimmerdecke, von wo es in heißen Brocken auf den Dom Pedro wieder herabregnet.

„So,“ sagt der Molch, „die Wette hätten wir gewonnen!“ und erreicht noch eben den Ausgang, ehe ihn die heiße Pfanne trifft. — —

Unsere Nachfolger in viel späteren Jahren hatten es schon bedeutend besser als wir. Sie bekamen nicht nur bessere Kost, sondern erlaubten sich, wenn diese manchmal nicht ausreichte, die Bubenmagen zu füllen, in ihrer „Dekadenz“ Dinge, die wir in unserer Einfalt und Bescheidenheit für absolut unausführbar und für „sündigen Modernismus“ gehalten hätten. „Geschwollene Geldprotzen,“ die sie gewesen sein müssen, kauften sie sich kleine Petroleum-Oefen, die sie in ihren Zimmern verborgen hielten, und brieten darauf — natürlich heimlich — „Hamburger“, Leberwurst, Zwiebeln u. s. w., die sie in Kniepenburg kauften, und Fische, die sie, wie sie behaupteten, selber aus der Creek hinter Leesebergs Farm geangelt hatten. Wenn wir alten Addisoner heute ihren Erzählungen davon lauschen, so will es uns dünken, als wären es Märlein.

Es ist wahr, wir bezahlten ein geradezu lächerlich

geringes Kostgeld — achtunvierzig oder fünfzig Dollars für einen Termin von zehn Monaten, wenn ich mich recht erinnere —, aber ebenso wahr ist es auch, daß wir dafür Mangel litten. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß kaum einer unter uns war, dessen Eltern nicht gern ein höheres Kostgeld bezahlt und dann die Gewißheit gehabt hätten, ihr Junge bekäme nun auch ordentlich und satt zu essen. Am letzten Ende bezahlten sie es ja doch, denn was wir am Kostgeld ersparten, trugen wir den Geschäftsleuten im Dorfe zu, und zwar für Eßwaren, die uns kein gut taten.

Doch genug vom Essen! Auch hier heißt es: Fuit — es ist gewesen.

Kapitel XVI.

Wovon wollen wir nun plaudern? Es ist des Plauderstoffes noch so viel. Wählen wir etwas, das nicht bloß den einen oder den andern, sondern uns alle betraf, die Stubenältesten ausgenommen, nämlich das Reinigen der Zimmer, der Lehrsäle und der Schlafsäle.

Ein englisches Sprichwort sagt: "Cleanliness is next to godliness." Wenn dem so ist, dann fürchte ich, stand es auf dem Seminar nicht besonders gut um unsere "godliness"; denn mit unserer "cleanliness" war es nicht weit her. Stand es schon um unser Waschen und Baden nicht gut, so war es um die Zimmerreinigung noch viel schlechter bestellt.

Wir hatten dort kein liebes Mütterlein und keine braven Schwestern, die uns angewiesen hätten, wie man

ein Zimmer reinigt und in Ordnung hält, und die uns, wenn wir's nicht schnell begriffen und uns gar zu hölzern dabei anstellten, einfach aus dem Zimmer gejagt und die Reinigung selber vorgenommen hätten. Ein Bube erlernte seine Reinigungskunst von dem andern, und weil der andere selber nichts davon verstand, so lernte der erste eben auch nichts. Nein, mit unserer "cleanliness" war's nichts. Ja, wenn das Sprichwort lautete: "Contentment is next to godliness", dann wären wir — soweit das Zimmerreinigen in Betracht kommt — der "godliness" gar nicht so fern gewesen.

Unsere Fenster wurden einmal im Jahr gewaschen, nämlich in den Sommerferien; das mußte es, wie man sagt, „tun" bis zu den nächsten Sommerferien. Wer sie dann wusch, blieb uns unbekannt, kümmerte uns auch nicht. Wenn wir aus den Ferien wiederkehrten, konnten wir die verbotenen Kirschbäume draußen vor dem Gebäude ganz deutlich durch die Glasscheiben sehen, ohne erst mit dem Daumenballen einen Platz auf einer der Scheiben zu säubern. Diese Sauberkeit hielt auch eine ganze Weile an, bis sich nach und nach und in aller Stille eine Art "film" oder Häutchen aus Staub, Tabakrauch, Kohlengas, Bratkartoffeldünsten, Atem und, wer weiß, was sonst noch, auf dem Glase bildete und ungestört daran festsitzen blieb, bis zum ersten starken Frost. Dann kam Unruhe in den "film". Die Fensterscheiben überzogen sich bei Nacht, wenn das Zimmer kalt wurde, mit Eis. Das allein tat dem "film" noch keinen Schaden. Wenn aber am Morgen das Zimmer wieder geheizt wurde, schmolz das Eis und lief als gelbbraune Brühe an den Scheiben herab, schlangenförmige Risse und Furchen in den vor-

mals glatten "film" ziehend. Dann fielen auch wieder die Strahlen der aufgehenden Sonne eine Zeitlang in das Zimmer. Der Sonnenschein war wohl etwas streifig, weil er eben durch besagte Risse und Furchen eindrang, aber erfreut hat er uns doch; wir hatten ihn lange nicht ordentlich gesehen.

Wenn der Frost im Frühjahr ein Ende hatte, kam auch wieder reges und anhaltendes Wachstum in den "film". Nach dem Grundsatz, daß die Natur keinen leeren Raum duldet, füllte er alle Risse und Furchen treulich wieder aus und wir bedurften weiter keiner Vorhänge. —

Jemand hat mir erzählt, daß die Zöglinge der Anstalt in späteren Jahren angehalten worden seien, die Fußböden ihrer Zimmer einige Male im Laufe des Jahres eigenhändig zu scheuern.

„Das war für mich zu wunderlich,
Zu neu und zu absunderlich",

darüber mußte ich Gewißheit haben. Ehe ich mich an das Schreiben dieses Paragraphen machte, rief ich daher den obenerwähnten jungen Lehrer, den „Spund," per Telephon auf, worauf folgendes interessante Zwiegespräch über den Draht stattfand:

"Hello!"

"Hello yourself!"

„Bist du das, Tränk

"Yep!"

„Sprich deutsch, Tränk!"

"All right, was willst du?"

„Ich habe gehört, ihr hättet zu eurer Zeit auf dem Seminar eure Zimmer selber gescheuert; ist das richtig?"

„Ja, you bet!"

„Wie oft?"

„O, so ab und zu einmal; vielleicht einmal in drei Monaten."

„Du meine Güte! Das war ja alles Menschenmögliche!"

"You said a mouthful!"

„Sag', wie habt ihr das gemacht?"

„Nun, die Füchse schleppten ein paar Eimer Wasser ins Zimmer und gossen sie auf den Boden. Dann warfen wir ein paar Stücke Seife auf den Boden . . . "

„Wart' einmal! Woher nahmt ihr die Seife? Selber gekauft?"

„Bewahre! Die lieferte der Hausverwalter; die hatte er selbst gekocht."

„Also die Seife warfet ihr auf den Boden in das Wasser, und was dann?"

„Dann schoben wir älteren Kerle die Seifenstücke mit dem Besen auf dem Boden hin und her."

Wie lange?"

„Bis alles schwarz war."

Hier fiel mir vor Entsetzen der "receiver" aus der Hand, aber ich nahm ihn sogleich wieder auf und fragte weiter:

„Und als alles glücklich schwarz war?"

„Dann gossen die Füchse ein paar Eimer reines Wasser darüber."

„Und wo habt ihr die ganze schwarze Herrlichkeit gelassen?"

„Die haben wir in den Hof gefegt."

„Zum Zimmer hinaus in den Korridor und dann diesen entlang bis in den Hof?“

„Ja.“

„Dann habt ihr also den Korridor mitgescheuert?“

„Ha, ha, ha, ha!“

“Hello, Tränk!“

“Hello!”

„Ich bin noch nicht ganz fertig. Womit habt ihr nachher den Boden aufgetrocknet?“

„O — ja — well, den hatten wir ja mit dem Besen aufgetrocknet.“

Da war ich aber fertig — ich hatte genug.

Was für greulich schmutzige Buben müssen die Bengel gewesen sein! Ein paarmal im Jahre mußten ihre Zimmer gescheuert werden! Das zeigt wieder die Tiefe der Dekadenz, die nach unserer Zeit in Addison muß eingerissen sein. Unsere Zimmer wurden nur einmal im Jahr, nämlich in den Sommerferien, gescheuert und rochen, wenn wir im Herbst wieder Einzug hielten, nach — nach — nun, wie eben ein frischgescheuertes Zimmer zu riechen pflegt. Der Geruch verlor sich bald, die Sauberkeit aber dauerte an bis zu den nächsten Sommerferien. Wer letzteres nicht glaubt, zahlt einen Dollar.

Kapitel XVII.

Gefegt oder gekehrt wurden unsere Zimmer jeden Morgen. Wir taten dies, wie der Franzose sagt, “a tour” — abwechselnd; daher die auf dem Seminar gebräuchlichen Ausdrücke „Lehrsaaltour“ und „Stubentour.“ Die

Lehrsaaltour lief, wenn ich nicht irre, ein Jahr, oder doch ein halbes; die „Stubentour“ nur eine Woche.

Der Lehrsaaltourist war vom Fegen des Wohnzimmers und des Schlafsaales, sowie auch von allen Nebenarbeiten, z. B. Holzsägen, Schneeschaufeln und dergleichen dispensiert, welche Dispensation er übrigens redlich verdiente; denn er hatte neben dem Fegen des Saales (und der war groß) auch die Heizung desselben, das Kohlentragen und das Lampenfüllen zu besorgen. Früher als alle anderen mußte er aufstehen, denn um sieben Uhr mußte der Saal ordentlich durchwärmt sein, weil dann bereits der Unterricht begann. Das Fegen des Saales mußte auch recht ordentlich geschehen, sintemal die Herren Professoren darin ihre Augen umherwandern ließen. Wehe auch, wenn das Lehrpult nicht sauber abgestaubt war!

Viel weniger Sorge machte uns das eigene Wohnzimmer. Da sprenkelten wir ein Waschbecken voll Wasser (wenn wir solches hatten) auf den Boden, im Winter wohl auch Schnee, und fuhren darauf mit dem Besen drein, soweit wir kamen, und ärgerten uns, wenn der Stubenälteste den Direktor spielte und majestätisch fragte: „Wer hat hier Stubentour? Du, Buffalo? Hast du unter den Regalen gefegt? So? Du fegst heute mittag noch einmal; das ist ja die reinste Schweinerei!“

Die Schlafsaaltour, die gewöhnlich von zweien verrichtet wurde, war die schlimmste für den, der seine Arbeit gut machen wollte, und die leichteste für den Bummelfritz. Für den ordentlichen Jungen waren die vielen Betten, die fast den ganzen Saal ausfüllten und dicht beieinander standen, eine große Plage, für den Bummelfritz

aber gerade, was er sich wünschte. Während der erstere (von seiner Sorte gab es nicht viele) sich bückte und mühselig den Schmutz unter den Betten hervorkehrte, faßte der letztere seinen Besen mit der einen Hand ganz oben am Ende des Stiels, mit der anderen in der Mitte und fuchtelte rechts und links und links und rechts zwischen den Betten hin und her und fegte den Schmutz scheinbar ohne alle Gewissensbisse unter die Betten, wo er für den Nachfolger fein sachte liegen blieb. Der Nachfolger seinerseits machte es vielleicht ebenso, und so kam es, daß es am Samstag unter den Betten meistens schon nicht mehr schön aussah.

Das Schlafsaalfegen am Samstag war eine wirklich schwere Arbeit, weil dann alle Betten und alle Koffer von ihren Plätzen gerückt wurden und jeder Zoll des großen Raumes wirklich rein gefegt werden mußte. Das Schlimmste dabei war, daß diese Arbeit sorgfältig inspiziert wurde. War sie nicht zur Zufriedenheit des Inspektors ausgefallen, dann mußte der Uebeltäter einfach noch einmal daran, entweder sofort, oder — was weit schlimmer war — am nächsten Samstag, und zwar mußte er dann den ganzen Schlafsaal fegen. Das war eine so schwere Strafe, daß es niemand einfiel, es mit dem „Samstagfegen" leicht zu nehmen.

Alle Verstöße gegen die Ordnung oder Störungen der Ruhe im Schlafsaal — nachdem die Lampe ausgeblasen und damit Ruhe geboten war — wurden mit Schlafsaalfegen geahndet. Wie es in der Steigerung der Adjektiva in der Grammatik drei Grade giebt, so gab es bei uns im Schlafsaalfegen — wenn es sich um Strafe handelte — vier, von denen einer immer unangenehmer und schwerer

als der andere war. Welcher von diesen uns als Strafe zudiktiert wurde, hing zum Teil von der Laune und Gutherzigkeit des Schlafsaalbocks, hauptsächlich jedoch von der Größe oder Schwere des Vergehens ab.

Wenn zum Beispiel der hübsche Bill plötzlich laut auflachte, weil sich sein Schlafnachbar beim Ausstrecken einen im Strohsack verborgenen Draht ins Fleisch gerannt hatte und darob in heller Wut aus dem Bett fuhr, dann hieß es: „Bill, du fegst morgen früh den Schlafsaal" Das war gleichsam der Positiv und bedeutete das Fegen der Hälfte des Saales, ohne das Rücken der Betten und Koffer.

Als der vorerwähnte Milwaukeer, nachdem alles im Saal zur Ruhe gekommen war, der leidenden Menschheit großmütig seine Salbe gegen Milbenbiß zur Verfügung stellte, da war das schon ein größeres Verbrechen, weil dadurch ein großes Gelächter entstand und mancher, der bereits schlief, wieder aufgeweckt wurde, und das Urteil lautete: „Hermann, du fegst morgen früh den ganzen Schlafsaal!" Das war dann der Komparativ, der zweite Strafgrad.

Der nächste bedeutete das Fegen des halben Saales am Samstag mit dem abscheulichen Rücken der sechzig bis achtzig Betten und Koffer. Der vierte endlich, der den Sträfling schier ohnmächtig in sich selbst zusammensinken ließ, war das Fegen des ganzen Saales am Samstag mit dem Rücken der Koffer und Betten — in trostloser Einsamkeit. Dieser Grad wurde nicht vielen zudiktiert; solange mein gutmütiger H. H. H. am Ruder war, wohl nie.

Selbstverständlich kamen fast allabendlich Allotria und

Bubenstreiche im Schlafsaal vor; wozu wären wir sonst Buben gewesen! Diese wurden aber sehr selten bestraft, weil der Bock nicht dahinterkommen konnte, wer sie verübt hatte.

Kapitel XVIII.

Eines Abends passierte etwas vorher nie Dagewesenes, eine Störung der Stille, die den Super-Superlativ der Strafen vollauf verdient hätte, aber — aus guten Gründen — gar nicht bestraft wurde.

Jeder von uns lag friedlich in seinem Neste; die Lampe war erloschen; tiefe Stille herrschte rings umher; man hätte eine Maus über den Boden laufen hören können. Zehn Minuten mochten bereits seit dem Verlöschen der Lampe vergangen gewesen sein, als leise eine runde blecherne, leere Obstkanne über den Fußboden zu rollen begann — nicht schnell wie eine Kanne, die man wie eine Kegelkugel dahinrollt und die darauf so eilig wie möglich den ersten Bettpfosten aufsucht und sich den Kopf daran einrennt. Nein, ganz langsam, langsam rollte sie dahin, so langsam, wie ich nie vorher, noch auch je nachher eine Kanne habe rollen hören.

Sie konnte noch nicht weiter als vielleicht vier Fuß gekommen sein, als sich schon ein unterdrücktes Kichern in einzelnen Teilen des Saales hören ließ. Das focht die Kanne nicht an; sie rollte weiter — bescheiden, leise, unheimlich langsam. Sonderbarerweise stieß sie nirgends an. Für sie gab es keine Bettpfosten, keine unter die Betten geschobenen Schuhe oder Stiefel, kein Zögern, kein Stocken aber auch absolut keine Eile. Unsäglich langsam

verfolgte sie ihre Bahn. Die saß an einer Schnur, das war außer aller Frage, und der, der die Schnur handhabte, war ein großer Meister in seinem Fach — daran war ebenfalls kein Zweifel. Im Nu hatte er unser aller Herzen gewonnen. Das Kichern wurde allgemeiner.

„Laß das Rollen mit der Kanne, wer immer es tut!“ erscholl das Machtgebot des Schlafsaalbocks.

Das Kichern war wie abgeschnitten und tiefe Stille herrschte wieder im Saale. Nur die Kanne kümmerte sich um kein Machtgebot. Ohne nur einen Augenblick innezuhalten rollte sie weiter — leise, bescheiden, immer in demselben langsamen Tempo.

Das war zu viel für eine Bande lustiger Buben; wir begannen lauter zu lachen, und eine verstellte Stimme rief: “Go it, old can!”

Dies brachte den Bock in Wut.

„Hört der Unsinn mit der Kanne bald auf oder nicht?“ donnerte er los und fuhr fort: „Wenn ich den Kerl ausfindig mache, fegt er den ganzen Schlafsaal am Samstag und zwar allein!“

Wieder war es totenstill im Saale; es regte sich niemand. Jeder war gespannt, zu hören, ob diese haarsträubende Drohung den gebührenden Eindruck auf die Kanne gemacht habe.

Damit aber war's nichts. Was lag der Kanne am Schlafsaalfegen! Montag, Mittwoch, Samstag — mit oder ohne Rücken der Betten — alles „Wurst“! Ihre Aufgabe war das Rollen, und sie tat's. Unentwegt zog sie ihre „unterbettische“ Straße.

Merkwürdig und auffallend war dabei, daß niemand wußte, wo im großen Saale sie rollte, und wie es der

Junge, der sie kontrollierte, anfing, sie in so unerhört gleichmäßigem Tempo und ohne irgendwelchen Anstoß rollen zu lassen. Gerade dies war das überwältigend Drollige an der Sache. Es war zum Platzen.

Der Polyphem, der viel Sinn für Humor hatte, begann zu meckern, laut und lang. Nun aber war kein Halten mehr — Pandämonium brach los! Wir lachten aus vollem Halse und jauchzten und johlten dazu. Wer sich darauf verstand und dem Uebermaß seines Vergnügens durch Lachen und Johlen nicht genügend Ausdruck verleihen zu können glaubte, schlug Purzelbäume auf seinem Bett.

Der Bock sprang von seinem Lager auf und raste barfuß und in seinen Nachtkleidern im Saale hin und her, suchte den Missetäter und dessen treue Kanne und vermaß sich hoch und teuer, dem niederträchtigen Bengel „den Kragen umzudrehen," wenn er ihn erwischte.

Eine ganze Schar von uns anderen fuhr ebenfalls aus den Betten, huschte in den engen Gängen zwischen den Betten hierher und dorthin, als ob sie dem Bock suchen helfen wollte; in Wirklichkeit aber stand sie ihm absichtlich im Wege und leitete ihn irre. Sie fand bald hier, bald dort die verdächtige Schnur oder gar die mysteriöse Kanne selbst und wenn der Bock an die Stelle kam, waren sie beide, Schnur und Kanne, eben dagewesen, leider aber wieder verschwunden. Wenn jedoch der Lärm momentan schwieg und man aufhorchte, so vernahm man nach wie vor das leise, bescheidene und langsame Rollen der famosen Kanne. Dann begann das Lachen von neuem und wir wünschten von Herzen, der Missetäter würde nie entdeckt.

„Packt euch in eure Betten! Was habt ihr Kerle hier herumzuschnüffeln? Das ist meine Sache; ich werde schon Licht in die Geschichte bringen!“

So donnerte der Bock die ihm freiwillig behilfliche Hemdbrigade an, die darauf Kehrt machte und mit graziösen Sprüngen über das Fußende hinweg auf ihre Betten zurücktauchte, wo sie bäuchlings landete. —

Der wackere Bock hat nie „Licht in die Geschichte“ gebracht. Das Rollen der geheimnisvollen Kanne, die nun die ganze Länge des großen Saales von einem Ende bis zum andern durchrollt hatte, ward leiser und leiser, als ob es in der Ferne verhallte, und schwieg endlich ganz. Damit endete auch die ganze Komödie. Noch einige Minuten lang wurde das wunderbare Ereignis von Bett zu Bett leise besprochen, dann trat Ruhe ein. Der Bock, der ebenso wenig wie wir anderen je hinter das Geheimnis gekommen ist, kroch wieder unter seine Decken und eine Weile später lag alles im tiefsten Schlafe. Die Kanne aber war und blieb spurlos verschwunden.

Nicht wahr, freundliche Leserin, wir wußten's immer: Buben sind Buben — selbst wenn sie achtzehn und zwanzig Jahre alt sind.

Kapitel XIX.

Es ist in einem früheren Kapitel beiläufig bemerkt worden, daß der Unterricht im Addisoner Seminar zu unsrer Zeit bereits um sieben Uhr morgens seinen Anfang nahm. Diese Einrichtung mag manchem, der davon las und der sich um sieben Uhr morgens gern noch einmal im Bett

auf die andere Seite dreht, etwas grausam vorkommen, wie sie uns einst auch vorkam, und er wird vielleicht sagen: „Das nennt man aber doch das Studieren mit Hochdruck betreiben; was zu früh ist, das ist zu früh.“

Wir als Seminaristen sagten dies auch. Wie der obige gute Freund nicht weiß, wovon er redet, so wußten wir es damals ebenso wenig. Es wäre vielleicht weise gewesen, man hätte uns die Ursache dieser scheinbar unsinnigen Einrichtung mit einigen freundlichen Worten klargemacht; es hätte der allgemeinen Unzufriedenheit vorgebeugt und eine freudigere Cooperation von unserer Seite angebahnt.

Unsern lieben Professoren machte es ebenso wenig Freude und Vergnügen wie uns Schülern, schon zu so früher Morgenstunde in den manchmal noch recht kalten Lehrsälen zu sitzen, aber sie brachten das Opfer um unsertwillen — um einem jeden von uns gerecht zu werden.

Die Einrichtung hatte, soviel ich herausklügeln kann, drei Gründe oder Ursachen, erstens die zu geringe Zahl der Lehrer — es waren ihrer damals sechs —, zweitens die zu geringe Zahl der Unterrichtszimmer und der Musikinstrumente und vor allem drittens der Musikunterricht mit den dazu gehörenden Uebungsstunden.

Der Musikunterricht zerriß den Tag geradezu in Fetzen und seinetwegen muß die Anfertigung des Stundenplanes den Herren Professoren eine Aufgabe gewesen sein, von deren Größe wir Schüler gar keine Ahnung hatten.

Man gebe einmal acht!

Der Unterricht in allen anderen Lehrfächern mußte selbstverständlich seinen regelmäßigen Gang gehen und

durfte nicht allzusehr durch die Musik gestört werden. Unterrichtsstunden auf den Orgeln und Klavieren mußten aber auch strikt eingehalten werden, ebenso die Uebungsstunden auf jenen Instrumenten, von denen einige unglücklicherweise in den Lehrsälen standen, die man für anderen Unterricht nötig gebrauchte. Nur die in der Musik fortgeschrittenen Schüler hatten Uebungsstunden auf den Orgeln. Während sie übten, hätten die kleineren Jungen Rechen- oder Kalligraphiestunde haben können. Das ließ sich nicht machen, denn da wir keine elektrischen Orgelbläser hatten, wie sie sich heutzutage an den modernen Orgeln finden, mußten die jüngeren Schüler „Windfuchs" spielen und den zum Orgelspiel nötigen Wind durch „Pumpen" mit dem Blasebalgschwengel erzeugen. Wenn also die Großen übten, durften die Kleinen keinen anderen Unterricht haben, sonst konnten sie nicht „pumpen". Dazu kam, daß die Schüler nicht alle gleich weit in der Musik fortgeschritten waren. Ein Schüler aus der zweiten Präparandenklasse — nennen wir ihn Meyer — und der Schmidt aus der ersten waren oft so weit wie der Schulz aus der zweiten Seminarklasse und alle drei mußten deshalb zu gleicher Zeit „vorspielen," d. h. das von ihnen vorher eingeübte Musikstück ihrem Musiklehrer am Klavier oder auf der Orgel vortragen. Wenn aber die zweite Präparandenklasse um dieselbe Stunde Geographie und die zweite Seminaristenklasse Schulkunde hatte, so konnte wohl der Schmidt „vorspielen", aber weder der Meyer, noch der Schulz. Es mußte daher aus den vierzehn Stunden des Schultages eine Stunde gefunden werden, während welcher alle drei „frei" waren, d. h. keinen anderen Unterricht hatten. Es konnte vorkom-

men, daß der Müller in der Pianovorspielstunde fehlte und Prof. Häntzschel, der die Stunde gab, jemand ausschickte, ihn zu holen, und daß der „Jemand" zurückkam und meldete, daß der Müller eben bei Prof. Brauer auf der Orgel vorspiele. Dann mußte Müllers wegen eine Aenderung im Stundenplan vorgenommen werden.

Ist der Leser aus all diesem „klug geworden"? Ich glaub's nicht, obwohl darin jedes Wort wohl erwogen und ganz richtig ist. Man könnte die Sache noch viel verworrener darstellen (dabei aber doch ganz korrekt), und hätte damit noch längst keinen solchen Wirrwarr geschaffen, wie derjenige war, durch den sich unsere braven Professoren bei Anfertigung des Stundenplanes jedes Jahr hindurcharbeiten mußten. Vergessen darf man auch nicht, daß sie dabei über zweihundert Schüler zu berücksichtigen hatten.

Sie sind zumeist heimgegangen, die guten Lehrer, aber noch heute nehme ich vor ihnen den Hut ab. Sie haben mit jämmerlich geringen Mitteln und auf äußerst beschränktem Raum gegen große Hindernisse angekämpft und Großes geleistet. Dies zuwege zu bringen, mußten sie ihren Unterricht um sieben Uhr morgens beginnen.

Kapitel XX.

Weiß der Leser nun auch, was ein „Windfuchs" war?

Im Obigen steht's geschrieben: Da wir keine elektrischen Orgelbläser hatten . . . mußten die jüngeren Schüler „Windfuchs" spielen und den zum Orgelspiel nötigen Wind durch „Pumpen" mit dem Blasebalg-

schwengel erzeugen. Jetzt ist's heraus: Das Wundertier war nichts als ein kleiner Windmacher, und jedem Orgelschüler war ein solcher vom Direktor zugewiesen.

Auf neulateinisch nennt man das bedauernswerte Subjekt Calcant. Das ist natürlich viel euphonischer und eleganter als „Windfuchs" — man denke einmal: Windfuchs — ich kann dem werten Leser jedoch die Versicherung schriftlich geben, daß das „Calcantieren" in keiner Weise angenehmer war als das „Windfuchsen." War ich nicht selber eine Zeitlang Windfuchs? Der "job" war ganz und gar vom Uebel!

Da stand das arme Windfuchs-Menschenkind hinter der Orgel und pumpte mit dem infamen Schwengel auf und ab und auf und ab, eine geschlagene, jahrelange Stunde, daß ihm die Knochen knackten und — wenn der „Winddieb" (der Spieler) alle Register zog — auch der Schweiß vom holden Angesicht rann. Der arme Kerl wäre ganz ohne Trost gewesen, wenn er nicht in seiner dunkeln Einsamkeit hinter dem Torturinstrument heimlich sein verbotenes Pfeifchen geraucht hätte. Das allein stellte das schwinden wollende Aequilibrium seiner geknickten Seele einigermaßen wieder her.

Was Wunder, daß die Windfüchse um die Zeit der Pumpstunden so oft „wie weggeblasen" waren und trotz eifrigen Suchens und Forschens von seiten des „Windiebes" nirgend gefunden werden konnten!

Das klingt fast, als wenn der Winddieb gewissermaßen auf die Gnade seines Windfuchses angewiesen gewesen wäre. Dem war jedoch nicht so. Eine Klage beim Direktor hätte das Bürschlein schon „zu Paaren getrieben"; wer aber lief gleich klagend zum Direktor! Daran

dachte niemand. Bei manchen Windfüchsen bewirkten ein paar Ohrfeigen oder eine gelegentliche Tracht Prügel die erwünschte Pumpwilligkeit. Zu diesen Mitteln griffen aber nur die gröberen Winddiebe.

Die besten und sichersten Resultate erzielte die List. Durch sie wurde der Winddieb ohne Klage, ohne Ohrfeigen und ohne Prügel mit seinem zeitweilig unsichtbar werdenden Windfuchs immer "even", wie man auf gut amerikanisch zu sagen pflegt.

Das ging aber so zu:

Müllers Orgelübungsstunde kommt. Er sucht nach seinem Herrn Calcanten, dem Jim, aber der junge Mann ist, wie gewöhnlich, verdunstet.

„Natürlich," brummt Müller, „aber warte, Büblein, dich kriegen wir!"

Er sieht auf dem Orgelstundenplan, der im Korridor an der Wand befestigt ist, nach und findet, daß sein Freund, der Schmidt, seine Orgelstunde gleich nach ihm hat. Er geht zu dem und fragt:

„Schmidt, ist dein Windfuchs da?"

„Ja," sagt der, „jetzt noch, er wird sich aber wohl bald selten machen; ich habe nämlich bald Orgelübung."

„Höre, Schmidt," sagt Müller, „mein Jim ist mir wieder ausgekniffen. Bis meine Stunde vorüber ist, wird er wieder da sein. Borge mir deinen Windfuchs und nimm du zu deiner Uebung meinen getreuen Musjö und zieh' bei deinem Spielen sämtliche Register, die in der Orgel sind, — mach's ihm heiß, Schmidt!"

Der Schmidt versteht. Er grinst und leiht dem Müller seinen Calcanten, der sich traurig in sein Schicksal ergiebt und seine Stunde abpumpt.

Als die Stunde vorüber ist, nimmt der Müller den Schmidt mit auf sein Zimmer. Richtig, da sitzt der verdunstete Jim wie die helle Unschuld und studiert, als solle er morgen Examen machen.

Ruhig und freundlich tritt Müller zu ihm, tupft ihm auf die Schulter und sagt:

„Du gehst sofort mit dem Schmidt hier, Söhnchen,— pumpen; sein Fuchs hat soeben für mich gepumpt."

Der Jim ist wie vom Donner gerührt, wird bald bleich, bald rot, will etwas sagen, verschluckt es aber, steht auf und folgt gebeugten Hauptes und zerknirschten Herzens dem grinsend vorausschreitenden Schmidt — zur Folterbank.

Ja, der Schmidt hatte verstanden — zu gut verstanden! Er zieht volle Orgel und fährt gleichsam mit „allen Vieren" in die Tasten. Dem Jim steigen in seiner Ecke die Haare zu Berge. Er weiß längst: Je mehr Register, desto mehr Wind, und je mehr Wind, desto mehr Pumpen. Wo soll das hinaus, wenn der Schmidt so dabeibleibt? Er pumpt im Schweiße seines Angesichts. Keine Minute bekommt er Zeit zum Verschnaufen. Versucht er's einmal, gleich brüllt der Schmidt etwas in seine Noten, das klingt wie: „Wind, Jim, Wind!" Tut er nicht sein Bestes? Längst hat er seinen Rock ausgezogen und auf eine nahe Bank geworfen. Dabei war der Wind im Blasebalg ausgegangen und der Schmidt hatte gedonnert: „Jim, was treibst du da hinter der Orgel?" Jetzt möchte er sein rotes Bandana aus der Rocktasche holen, aber er wagt's nicht; der Schmidt brüllt ja gleich wieder nach Wind. Jim hatte gehofft, heimlich seine Pfeife hinter der Orgel anstecken zu können. Das wäre doch ein

Trost im Elend gewesen. Du liebe Zeit! keine Sekunde Zeit bekommt er dazu. Pumpen muß er — pumpen, daß ihm der Atem ausgeht. Auf und ab, auf und ab hebt und drückt er den miserablen Schwengel, und doch ist alle Augenblicke der infame Blasebalg leer und der Schmidt brüllt. Wenn der Unmensch nur wenigstens ein paar Register „hineinstieße"! Das fällt dem Kerl aber gar nicht ein. Volle Orgel und dann mit „allen Vieren" — ohne Ende! Jim wischt sich mit dem Hemdärmel den Schweiß aus den Augen. So hat er noch nie pumpen müssen. Er schnappt nach Luft. Und der entmenschte Schmidt bleibt, bleibt, bleibt bei voller Orgel. Das Stück, das er übt, kann der Jim längst auswendig, so oft hat er's jetzt gehört. Pfeifen könnte er die Melodie von Anfang zu Ende, aber ihm ist's nicht zum Pfeifen — heulen möchte er lieber. Wenn der Schmidt immer so viel Wind braucht, dann will Jim doch lieber für den viel bescheideneren Müller pumpen; der ist doch menschlich. Wieder fährt er mit dem Hemdärmel über das Gesicht. „Wind, Jim, Wind!" schallt es um die Orgelecke, und Jim pumpt weiter.

Endlich ist die Marterstunde vorüber. Der Schmidt verläßt die Orgelbank und sagt: „Jim, du pumpst gut; ich werde den Müller fragen, ob er nicht Windfüchse mit mir tauschen will. Wenigstens werden wir immer tauschen, wenn einer von euch nicht zur Zeit der Orgelstunde bereit ist."

War der Jim von da an zu finden, wenn Müller spielen mußte?

Er war es.



Pfeifen könnte er die Melodie von Anfang bis zu Ende, aber ihm ist's nicht zum Pfeifen—heulen möchte er lieber, der arme Windfuchs.

Kapitel XXI.

Was ich persönlich auf dem Seminar schmerzlich vermißte, war eine Schülerbibliothek. Dem Namen nach war eine solche vorhanden und es ist mir, als wäre ich auch eines Tages mit einem andern, der etwas—kein Buch— holen wollte, darin gewesen. Was sie an Büchern enthielt, weiß ich nicht; es muß aber jämmerlich gewesen sein; denn so viel mir bekannt, hat nie ein Seminarist Gebrauch davon gemacht. Die wenigen Bücher, die auf den Regalen standen, waren keineswegs einladend. Wir wurden auch von unsern Lehrern nicht zum Gebrauch derselben, wie leider auch nicht zum Lesen überhaupt angehalten, wie das im neuen Seminar geschieht.

Das war entschieden ein großer Fehler. Es läßt sich absolut nicht verstehen, wie man von einem Menschen Herrschaft der Sprache, Reichtum an Worten, schönen Stil, klare Darstellung, treffende Ausdrucksweise, Euphonie der Worte, Redensarten und Sprichwörter u. s. w. verlangen kann, ohne ihm die Möglichkeit zu bieten, sich solche Schätze anzueignen, ohne ihn wieder und immer wieder zu fleißigem Lesen guter Schriftsteller zu ermuntern. Wer geben soll, muß haben. Das Haben in finanzieller Hinsicht ist der Lohn fleißigen Arbeitens, in sprachlicher Beziehung die Folge fleißigen, verständnisvollen Lesens. Wer nicht fleißig liest, muß notwendig sprachlich arm bleiben, und nicht allein sprachlich, sondern auch geistig. Darum war es mir eine besondere Freude, im neuen Seminar zu River Forest eine große, schöne, helle, einladende — o, so einladende! — und dazu reichhaltige

Schülerbibliothek vorzufinden. Wie habe ich die Schüler dort beneidet!

Wir Addisoner lasen zum Teil auch. Manche von uns — darunter ich selbst — waren heißhungrige Leser. Was aber lasen wir! Kurz gesagt, alles was uns in die Hände geriet. Einer meiner Brüder sandte mir alle zwei Wochen die Wochenausgabe des „Boston Globe“ und des „Cincinnati-Enquirer“, die ich verschlang von der ersten bis zur letzten Seite. Andere brachten von daheim oder aus Chicago englische wie deutsche Bücher, die ihnen von Freunden oder Verwandten mit den Worten: “You read that, that’s fine!” geschenkt oder geborgt worden waren.

So gelangten viele Bücher ins Seminar, die nicht hineingehörten. So kam es, daß der Willie, der von Alexandre Dumas soviel wußte wie von der Kanalisation des Mars, den Grafen von Monte-Cristo unter seinem Kopfkissen im Bett verborgen hielt und ihn in der Mittagspause, vermischt mit gingersnaps und white-wash-cakes, stückweise verzehrte.

So kam es auch, daß der F., aus den Ferien zurückkehrend, einen Band Bettex aus seines frommen Vaters Bibliothek mitbrachte und sich daran die Zähne ausbiß, sintemal es ihm erging wie Petro und seinen Mitjüngern, von denen es heißt: „Sie wußten nicht, was das gesagt war.“ Er legte das Buch als ungenießbar beiseite. Einige Zeit darauf erschien er wieder mit einem Buch, so groß und dick wie das Thieme-Preußer’sche Wörterbuch. Das legte er nicht beiseite, außer wenn er den Direktor oder einen andern Professor in der Nähe wußte. Darein vertiefte er sich so, daß er nicht länger sah noch hörte. Wo und wie er es aufgetrieben, weiß ich nicht; aus seines

frommen Vaters Bibliothek aber stammte es nicht; denn der Autor schrieb sich Francois Rabelais. Sapienti sat!

Dumas und Rabelais habe ich nicht gelesen, wohl aber eine Masse andern Zeugs. Andern wird es gewiß ähnlich ergangen sein.

Als der Graf von Monte-Cristo unter Willies Kopfkissen entdeckt und trotz seines Adels kurzerhand abgetan worden war, als man solchergestalt dahintergekommen war, daß derartige Lektüre in der Anstalt vorhanden war, erhielten wir eines Tages Befehl, alle unsere Unterhaltungsliteratur — englisch wie deutsch — zwecks Inspektion auf eine besonders dazu bestimmte Fensterbank niederzulegen. Wer die Bücher brächte, so hieß es, wolle man gar nicht wissen. Das solle nie an den Tag kommen. Sie würden sorgfältig geprüft werden. Das „Gute,“ das sich darunter finden würde, könne man nach einigen Tagen auf jener Fensterbank wiederfinden und abholen; das „Schlechte und Unsaubere“ aber würde verbannt.

Waren da Buben wieder Buben? Allerdings — aber sehr!

Die Unwissenheit unter der Schülerschaft in Bezug auf das, was Unterhaltungsliteratur bedeutet, offenbarte sich als enorm. Eine solche Unwissenheit hätte man nicht unter Schulkindern gesucht. Was sich am Abend auf der bewußten Fensterbank vorfand, waren Dutzende von Katalogen aller Art, ein Armvoll "Railroad Guides," einige "Congressional Reports", ausgediente Schul-Lesebücher, ein Stück vom „Deutsch-Französischen Krieg,“ einige uralte Exemplare von „Langes Englisches Lehrbuch“ u. s. w. Einer hatte seine eigenen Aufsätze gebracht, holte sie aber vor Abend wieder, da ihm von allen Seiten die bom-

denfeste Versicherung gegeben wurde, daß er sie alle seine Lebtage nie unter der „guten“ und daher gestatteten Literatur auf jener Fensterbank wieder vorfinden werde.

Die “You-read-that-that’s-fine-Bücher“ aber hatten sich mittlerweile still zurückgezogen auf den tiefuntersten Grund der Koffer und in die dunklen Regionen unter dem Dach des Gebäudes, von wo sie erst wieder ans Tageslicht hervorkrochen, als die Luft wieder vollständig rein war.

Kapitel XXII.

Weiß die geneigte Leserin, was „Sökfel“ ist? Wohl kaum. Meine weit bessere Hälfte hat’s früher, ehe sie in meinem Hause das Szepter zu schwingen begann, auch nicht gewußt, denn sie ist von Haus aus hochdeutsch, das Wort „Sökfel“ aber plattdeutsch, aber sie hat’s von mir gelernt. Wenn ich sie heuer am Montagmorgen fragen sollte: „Was giebt’s heute zu Mittag?“ so würde gar oft die Antwort erfolgen: „Heute ist Waschtag, da giebt’s blos „Sökfel.“

Sökfel kommt von „söken“ — suchen, und bedeutet etwas Zusammengesuchtes. Wenn es also am Montag Sökfel geben soll, dann bedeutet dies, daß Mutting zusammensuchen und auf den Tisch bringen will, was vom Sonntag her übriggeblieben ist — die übrigen Brocken.

Sökfel ist es, was ich in diesem Kapitel auf den Tisch bringen will. Von Rechtswegen gehörte es—weil es eben Sökfel ist—ganz ans Ende dieser langen Plauderei, aber aus besonderen Gründen füge ich es hier ein. — —

Auf anderen höheren Lehranstalten, seien es Staats-

oder Privatanstalten, spielt der Sport eine große Rolle, oft eine so große, daß gar mancher junge Mensch das Studium der Wissenschaften darüber greulich vernachlässigt und später, wenn es aufs Examen losgeht, in aller Eile und gegen hohes Salär Privatlehrer engagiert, die ihn dann mit Ach und Krach doch noch durch den Zaun ziehen, wenn auch rechts und links die Haare von ihm an den Latten hängen bleiben.

Auf dem Gymnasium zu Fort Wayne hatten wir Turnen, Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen und namentlich Baseballspiel und dazu einen großen Spielplatz, wo wir uns tummeln konnten, wie wir wollten.

Was war nun zu unserer Zeit in Addison unser Sport?

Damit verhielt es sich ähnlich wie mit unserm Baden: wir hatten und trieben keinen. Die nächste große Wasserfläche, auf der wir hätten rudern können, bot wohl der Michigan-See — zwanzig Meilen und mehr von Addison entfernt. Schwimmen konnten in unserer Nähe nur die Enten und Gänse, wenn es ihrer nicht zu viel waren — in der kleinen Salt Creek nämlich. Mit dem Schlittschuhlaufen stand es ebenso; auf unserer Pfütze war nicht Raum genug. Von Tennis, Fußball und Golf wußten wir nichts. Turnapparate waren keine vorhanden; es kümmerte sich auch kein Mensch um die Anschaffung derselben. So war es selbst — man sollte es nicht glauben — mit Baseball; es wurde sehr wenig gespielt. Ich selber konnte leider nicht mehr ordentlich ballspielen, da ich mir in Fort Wayne mit dem sogenannten "underhand pitching" im Centennial Club den rechten Arm gründlich verdorben hatte und nicht mehr sicher werfen

konnte, aber ich hätte andere so gern spielen sehen. Einen ordentlich zum Ballspiel hergerichteten Platz — einen Diamond — hatten wir auch nicht. Auf unserm Campus — was davon vorhanden war — machten wir Heu.

Nein, wir hatten von all den Herrlichkeiten nichts und bekamen auch nichts. Unser Sport — vom Heumachen, Kartoffeltragen und Holzsägen abgesehen — war einzig und lediglich das Spazierengehen. Auch selbst dieses war uns nur möglich bei schönem Wetter und trocknen Wegen, und die Landstraßen, die unsere einzigen Spazierwege bildeten, waren, wie die meisten Landstraßen in Illinois, über die Maßen schlecht. Bei Regenwetter oder wenn es draußen stürmte und schneite, waren wir ganz und gar auf unsere Zimmer angewiesen, wo wir in den Freistunden zusammensaßen, lasen, rauchten, plauderten, sangen (in Eins wurde viel gesungen) und sehnsüchtig einer besseren Zukunft entgegensahen. So stelle ich mir das Leben in einem Altenheim vor, blos daß wir oft balgten und Dummheiten trieben, was bei den Männern und Frauen im Altenheim wohl kaum geschieht.

Eins darf ich in dieser Verbindung absolut nicht übergehen, weil es in das Einerlei unsers Daseins in Eins (oder war es in Dreizehn, Min Pritz?) unschätzbare Abwechslung brachte.

Als wir einst aus den Ferien zurückkehrten, fanden wir, daß man uns während unserer Abwesenheit neue Tische (Pulte, wie sie unsere Nachfolger in ihrer Dekadenz haben mußten, hatten wir nicht, sondern saßen beim Studieren alle einträchtlich um einen großen Tisch herum) ins Zimmer gestellt hatte — Tische — du meine Güte! „Doktor-Luther-Tische“ nannten wir sie.

Unsere bisherigen Tische waren Fabrikprodukte gewesen, stark genug zum Gebrauch in Wohnhäusern, Geschäftslokalen und Amtsstuben, aber kaum stark genug zu andauerndem Bubengebrauch. Sie waren unter den darauf vollführten Balgereien, Turnübungen und Tänzen schon früherer Geschlechter mit der Zeit etwas wacklig geworden, so daß weder Tintenfässer noch Lampen ihres Lebens darauf mehr ganz sicher waren. Das Direktorium der Anstalt mußte zu der Ansicht gekommen sein, daß die Neuanschaffung ebensolcher Tische hinausgeworfenes Geld bedeute, und ließ daher bei einem Schreiner in der Nachbarschaft Tische bauen — bauen, nicht blos herstellen —, stark genug, den Anstürmen aller künftigen Generationen von Buben stolz die Stirn bieten zu können. Beine hatten sie wie Elefanten und standen, wohin man sie schob, unerschütterlich. Die Tischplatte war groß, schwer und glatt.

Buben sind Buben! Mit wahrer Freude nahmen wir dieser herrlichen Eigenschaften wahr und, ehe man sich dessen versah, hatten wir aus unserm Tisch einen sehr passablen "pool table" hergestellt. Die Bande (cushions) waren entfernbar und standen während des Unterrichts und der Arbeitszeit in einer Ecke des Zimmers. Die Platte, wie auch die Bande, überzogen wir mit Zeug, ließen uns aus Chicago eine Menge anderthalbzölliger Schussern (marbles) kommen, schnitzten uns Billardstöcke und hatten fortan herrlichen Zeitvertreib in den Freistunden.

Aus Furcht, daß sie uns verweigert werden würde, hatten wir beim Lehrerkollegium nicht um die Erlaubnis zu solchem Vorhaben nachgesucht und spielten daher im-



Und siehe da, der gute Papa blieb stehen und sah uns voll Interesse zu.

mer mit einem etwas bösen Gewissen, bis eines Abends der selige Papa Selle mit seiner langen Pfeife im Zimmer erschien. Wir grüßten höflich, wie sich's gebührt, und da wir aus Verlegenheit nicht wußten, was wir sonst anstellen sollten, spielten wir weiter. Und siehe da, der gute Papa blieb stehen und sah uns voll Interesse zu. Endlich fragte er (wie immer auf englisch): „Wie nennen Sie die Billardstöcke auf englisch?"

"Queues!" antworteten wir prompt.

„Und wie buchstabieren Sie das Wort?"

Einige von uns wußten es und einer antwortete: "Q-u-e-u-e-s".

„Schön!" sagte der Papa und ging vergnügt davon.

Von da an spielten wir mit gutem Gewissen. — —

Bei solchem Spielen ist mir einst etwas widerfahren, das mir bis heute unaufgeklärt geblieben ist.

Ich hatte seit einigen Tagen — es war einige Wochen vor Weihnachten — einen etwas wehen Hals, der mich jedoch an dem Besuch des Unterrichts nicht verhinderte. An jenem Tage hatte ich schon am Morgen und später wiederholt mit dem Finger und auch mit der Klinge meines Taschenmessers eine Art Flaum hinten von meiner Zunge entfernt, weil mich das „Zeug" am Schlucken hinderte — einen Flaum, der fast aussah wie kurzes, weißes Moos oder wie sehr dickes, rauhes Eis an Fensterscheiben. Das beunruhigte mich jedoch nicht weiter. Gesagt hatte ich niemand davon. Jetzt war es gegen Abend und ich spielte mit anderen "pool."

Da trat Papa Selle wieder einmal in unser Zimmer, diesmal in Begleitung des Seminararztes.

„Herr Zagel," sagte er, „wollen Sie, bitte, einmal

dort ans Fenster treten und den Arzt Ihren Hals untersuchen lassen?“

Ich war nicht wenig verwundert, tat jedoch, was verlangt wurde, und beide Herren schauten mir in den Hals.

„Hm!“ sagte der Arzt und dann noch einmal: „Hm!“, worauf beide Herren das Zimmer verließen, während ich zu meinem Spiel zurückkehrte.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kam der Herr Professor allein zurück, händigte mir eine Anzahl Banknoten ein und sagte:

„Fahren Sie morgen früh mit dem ersten Zug nach Hause und bleiben Sie dort bis nach den Feiertagen oder bis Ihr Hals wieder ganz gesund ist. Good bye, my son!“ Damit ging er davon.

Meine Mitschüler, die den Vorgang mit angesehen hatten, umringten mich: „Was ist los, Zepp?“

„Ja, ich weiß es selbst nicht,“ erwiederte ich, „aber man schickt mich heim meines wehen Halses wegen.“

Da wünschte jeder der Bengel, er hätte auch einen wehen Hals und der Doktor Frank sagte: „Hm!“

Viel beneidet, fuhr ich am nächsten Morgen durch Eis und Schnee heim zu Vater und Geschwistern, zu Weihnachtskuchen, Farmerwurst, Nudeln und Kartoffelklößen und hatte wochenlang ein grandioses Picknick. Nach Neujahr kehrte ich auf die Anstalt zurück. Nie habe ich ausfindig machen können, wer dem Professor gesagt hatte, daß ich einen wehen Hals habe; auch nicht, warum man mich den weiten Weg heimschickte — unter eine Schar jüngerer Geschwister. In Bezug auf letzteres habe ich wohl meine eigene Ansicht, doch . . .

Kapitel XXIII.

Nun noch ein Stück Sökſel.

Wie ſich der Leſer vielleicht erinnern wird, habe ich bei der Schilderung unſerer Morgentoilette die Bemerkung gemacht, daß wir mitunter unſer eigenes Waſchbecken nicht finden konnten, und als einen Grund dafür angegeben, daß jemand anders, aller Moral entgegen, das Ding ſoeben dazu gebrauchte, ſeine unehrliche Haut darin zu ſäubern. Den andern Grund wollte ich da nicht nennen. Das will ich nun hier im Sökſel nachholen und das ehrliche Bekenntnis ablegen: „Wir konnten gar manchmal unſer Becken nicht finden, weil wir keins hatten."

Gekauft haben wir jedes Jahr eins, manchmal ſogar zwei; das ſei zu unſrer Ehre geſagt, aber viele derſelben hielten die Strapazen, denen ſie täglich unterworfen waren, nicht lange aus. Das rückſichtsloſe Geſchleudertwerden vom Loch des Abzugsgrabens zurück auf oder in oder an oder unter das Regal an der Wand war ihnen nicht gut. Sie trafen in ihrem unfreiwilligen Flug allzuoft ſcharfe Ecken, ſtießen ſich ein Loch in den Leib und gingen daran zu Grunde. Hinter dem Kuhſtall auf der Prairie fanden ſie endlich Ruhe.

Ich kaufte einſt ein nach meiner Anſicht ſehr ſtarkes Becken aus ſchwerem Blech. Es gefiel mir eigentlich nicht, weil es keinen flachen Boden hatte, ſondern auf einem angelöteten Fuß ſtand; ich nahm es jedoch ſeiner Stärke wegen. Ein paar Tage ſpäter fand ich es ſchon tot. Beides — Schüſſel und Fuß — war noch vorhanden, aber die beiden Teile hatten ſich dem Anſchein nach

entfremdet und getrennt, und bei der Trennung hatte der Fuß aus Versehen den Boden der Schüssel mitgenommen.

Wem etwas Derartiges ein paarmal passiert war, glaubte, seine Schuldigkeit hinsichtlich des Anschaffens von Waschbecken vollauf getan zu haben, kaufte desselbigen Jahres keins wieder, sondern verlegte sich aufs Borgen.

Es ist erklärlich, daß unter solchen Umständen die Zahl der Waschbecken allzurasch abnahm und man infolgedessen morgens länger und immer länger warten mußte, bis man endlich ein Becken ergattern konnte, und daß infolgedessen wiederum die Zahl derer, die spät in der Morgenandacht erschienen, in demselben Verhältnis wuchs. Was sagt Goethe vom Fluch der bösen Tat?

Bei einer Inspektion des Waschsaales entdeckte unser Direktor den schreienden Mangel an Waschbecken und beschloß, darin Wandel zu schaffen. Jeder Zögling mußte und sollte sein eigen Becken haben, das war nicht mehr als Ordnung. Aber dies zu bewerkstelligen mußte er erfahren, wer keins hatte. Hätte er befohlen, einer nach dem andern solle vor ihm erscheinen und sein Becken vorzeigen, so hätte jeder — das war sicher anzunehmen — irgend ein im Waschsaal vorhandenes Becken ergriffen, sich mit demselben dem Direktor präsentiert und wäre darauf erhobenen Hauptes im Vollgefühl seiner Unschuld davongegangen. Nein, mit solchen verschlagenen Buben mußte er schlauer verfahren. Es erging daher der Befehl: „Um ein Uhr heute nachmittag stellt ihr euch alle zugleich in Reihe und Glied vor dem Seminar auf und jeder bringe sein Waschbecken mit!“

Das traf ins Schwarze. Wir wußten sofort, wie das gemeint war, und ein greulicher Schrecken fuhr uns in alle Glieder. Wie Ameisen, denen man mit einem Stock ins Nest gestoßen, fuhren wir hierhin und dorthin und suchten Waschbecken. Wer Geld, aber kein Becken hatte, rannte gleich nach dem Mittagessen gen Kniepenburg und kaufte ein Becken. Wer kein Geld, dafür aber Gewissensbisse hatte, lief hinaus auf die Prairie hinter den Stall, wo wir, wie bereits angedeutet, unsere abgeschiedenen Waschbecken hinzuwerfen pflegten, und suchte unter den rostigen Leichen, bis er eine fand, die noch einigermaßen zusammenhing. Die nahm er zufriedenen und fröhlichen Herzens mit. Rost hin, Loch her — er hatte ein Waschbecken. Der Vorrat auf der Prairie war aber nur gering; die Kühe hatten zuviel darauf herumgetrampelt. Wer dort und auch im Hofe nichts mehr fand, glaubte, sich — einerlei, wie reuevoll — in sein Schicksal ergeben und bei der Inspektion nehmen zu müssen, was kam. Sie bedachten nicht, daß es Freunde in der Not giebt.

Der lange, dürre Fritz, der dazumal Vize-Seminarbock war und im Fuchsstall regierte, war wegen seiner anerkannten Unbestechlichkeit zum General-Feldmarschall ernannt worden. Er mußte schon vor ein Uhr von Zimmer zu Zimmer gehen, uns Jungen zusammentrommeln und darauf sehen, daß wir uns, wie befohlen, vor dem Seminar in Reihe und Glied aufstellten. Er tat dies. Daß er unsäglich Not hatte, die unwillige, schier revolutionäre Horde soweit zu bringen, bedarf wohl kaum der Erwähnung; aber er brachte es zuwege. Endlich standen wir, klassenweise geordnet, stramm wie eines Königs



In die ersten leeren Hände, die er fand, schob er leise seine Schüssel und verschwand.

Leibgarde, in langer Reihe auf dem Kieswege vor dem Seminar und die große Waschbeckenparade konnte beginnen.

Wer genau zugesehen hätte, müßte dabei mancherlei beobachtet haben, nämlich daß fast die Hälfte der Hände leer war, daß wir — wenigstens die drei obersten Klassen — auffallend dicht zusammenstanden, daß wir samt und sonders unsere Hände auf dem Rücken hielten und daß die Sorge, die noch vor einer halben Stunde auf vielen Gesichtern zu sehen war, zum größten Teil einem zufriedenen — wenn auch noch etwas unsicheren — Grinsen gewichen war.

Es läutete ein Uhr. Da erschien der Herr Direktor mit Bleistift und Namensliste. Es ward still unter uns. Er trat vor den ersten in der Reihe und dieser zeigte gehorsamst sein — wollte sagen: ein Becken vor. Der Direktor erhob seine Liste, notierte ihn und sagte: „Sie können gehen.“ Letzteres war das einzige Versehen, das bei der Parade gemacht wurde, war jedoch gerade, was wir erhofft hatten — unser Glück.

Der zuerst Inspizierte ging — aber nicht direkt auf die Tür des Gebäudes zu, sondern hinter der Garde her, und in die ersten leeren Hände, die er fand, schob er leise seine Schüssel und verschwand. Der Besitzer jener Hände grinste dankbar und wußte genau, was jetzt s e i n e Aufgabe war. O, Freunde in der Not!

Der zweite in der Reihe machte es ebenso wie der erste, der dritte gleichfalls und die Laune unter den Jungen besserte sich zusehends. Dies setzte sich fort, bis zuletzt fast keine leeren Hände mehr zu sehen waren. Hätte es

noch viel länger gedauert, so wären, fürchte ich, endlich mehr Waschbecken vorhanden gewesen als Studenten.

Zu allseitiger und vollständiger Zufriedenheit kam die Inspektion zu Ende. Der Herr Direktor freute sich, daß wir weit besser mit Waschbecken versorgt waren als er gefürchtet hatte, und wir freuten uns, daß wir mit Wenigem so viel ausgerichtet hatten. In Wohlgefallen hat sich die gefürchtete Parade aufgelöst.

Der Seminardichter, noch voll militärischen Geistes, setzte sich und verfaßte nach dem Vorbild der „Nächtlichen Heerschau von Zedlitz ein tiefempfundenes Gedicht, von welchem ich leider nur einige Strophen behalten habe. Als Beispiel von Bubenpoesie lasse ich sie hier folgen.

Unsere große Waschbeckenparade.

Tags um die erste Stunde
Tritt Fritz aus dem Fuchsstall hervor,
Macht mit dem Waschbecken die Runde,
Stolz wie ein Tambourmajor.

Mit seinen knochigen Armen
Haut auf das Becken er ein,
Das klingt zum Herzerbarmen,
Es dringet durch Mark und Bein.

Das Becken klinget so seltsam,
Hat gar einen blechernen Ton;
Den Jungen auf ihren Zimmern
Erbebet das Herz davon.

Die im Südflügel wohnen
Und die aus dem Mittelgebäu

Und die im Fuchsstall thronen —
Sie alle, sie eilen herbei.

Es schneiden die Kerle Gesichter,
Man könnte sich fürchten davor;
Es hält das ganze Gelichter
Die rostigen Schüsseln empor.

Die Darstellung dieses Ereignisses, wie sie im Obigen gegeben ist, ist genau die Wiedergabe dessen, was ich persönlich bei der gelungenen Parade beobachtet und empfunden habe. Meine damaligen Mitschüler würden wahrscheinlich — wenn auch vielleicht mit anderen Worten — eine ganz ähnliche Darstellung davon geben. Wir loses Volk glaubten damals, über die Maßen klug gehandelt und den Direktor gehörig hinter's Licht geführt zu haben. Aber — aber! Der Herr Direktor war ein gar weiser Mann, der nicht nur einen vortrefflichen Kopf auf dem Rumpf, sondern in dem Kopfe auch ein Paar recht guter Augen hatte. Es ist mir heute nicht denkbar, daß er bei der Parade nicht ein einziges Mal gesehen haben sollte, daß wir einander die Becken zusteckten. Ich habe den starken Verdacht, daß der gute Mann, als er nach der Parade wieder in seinem Studierzimmer saß, sich vor Lachen schüttelte und dachte: „O, ihr dummen Jungen, denkt ihr, ich hätte euch bei euren klugen Streichen nicht beobachtet? Denkt ihr, ich hätte nicht gemerkt, daß man mir weit mehr Schüsseln gezeigt hat als je zu einer Zeit im ganzen Seminar gewesen sind? Laßt euch doch nicht auslachen! Der Old Man wußte, was er tat. Mein Zweck war, euch einen heilsamen Schrecken in die Knochen zu jagen, etwas, das ich mit guten Worten gar nicht aus-

gerichtet hätte — und das ist mir, wenn ich nicht ganz auf dem Holzwege bin, auch ziemlich gut gelungen. Was gilt's, nächste Woche habt ihr so ziemlich alle ein Waschbecken."

Hat er so gesprochen, so hat er gut prophezeit, denn es war wunderbar, wie viel Geld der Weber in Kniepen in der allernächsten Zeit für Waschbecken einnahm.

Kapitel XXIV.

Wir kommen nun in unsern Reminiszenzen zu einem Gegenstand, den ich nicht gern berühre, den ich deshalb auch so weit als möglich hintanstelle, da ich, so oft ich darauf zu sprechen komme, nicht wenig in Harnisch gerate, ungemütlich werde und deutsch rede. Ich fürchte, meine Plauderei wird darob ihre bisherige Tonart verlieren; sie wird aus Dur in düstres Moll übergehen. Doch der Gegenstand gehört so notwendig mit in die Erinnerungen eines alten Addisoners wie irgend etwas anderes und kommt jetzt an die Reihe; *"honi soit qui mal y pense"!*

Der Gegenstand bildete nämlich unter den vielen Strapazen, die ein Addisoner Seminarist vor vierzig und mehr Jahren (auch noch später) durchzumachen hatte, die allergrößte und unangenehmste; einmal darum, weil sie sich so oft wiederholte, und zum andern, weil wir fühlten und wußten, daß sie mit all dem damit zusammenhängenden Elend ganz — aber auch ganz und gar —

unnötig war. Diese Strapaze war unser Kirchengehen!

Wohlverstanden, nicht der Kirchenbesuch; denn daran waren wir von Kindheit auf samt und sonders gewöhnt, sondern der Gang zur Kirche und wieder heim.

Der Sonntag im Winter oder bei Regenwetter war uns kein Tag der Erholung oder gar der Freude, sondern einer, dem man mit Grauen entgegensah. Die einzigen bescheidenen Freuden, die er uns brachte, waren ein halbes Stündchen mehr Schlaf am Morgen und ein paar Stücke mageren Kaffeekuchens, welch letztere eine willkommene Abwechslung in das ewige Einerlei von Brot und dünnem Kaffee brachten. Die Sonntagnachmittage mit ihrer Freiheit wären annehmbar gewesen, wenn wir nicht so erschöpft und abgespannt gewesen wären.

Die Entfernung vom Seminar zur Kirche betrug ungefähr drei Meilen und die Landstraße selbst war ungefähr so schlecht, wie sie sein konnte — eine echte Illinoiser "mud road". Man frage irgend einen Reisenden in den Vereinigten Staaten, was das bedeutet.

Bei gutem Wetter und trocknen Wegen machten wir uns aus der Entfernung gar nichts; da war uns der Kirchgang zugleich ein schöner Spaziergang; aber bei heftigem Regen, in fußtiefem Schnee, bei furchtbarer Kälte, oder wenn die Landstraße von Anfang bis Ende eine einzige schwarze, zähe, schwere Lehmmasse war — nicht wahr, ihr alten Knaben? — da hörte der Spaziergang auf und die blutsaure Strapaze begann. Jetzt, da dies alles weit, weit hinter uns liegt, können wir, wenn uns danach zu Mute ist, darüber lächeln, damals aber rebellierte etwas in uns gar gewaltig und die Reste der



Neue Lasten von Schmutz, die wir an den Fenzpfosten zur Seite der Straße abschabten.

Menschenwürde, die in uns noch nicht ganz erwürgt waren, bäumten sich auf, wenn wir jenseits Kniepenburg hineinwateten in den zähen, schwarzen Schmutz, der sich an unsere Stiefel hängte wie Mühlräder, so daß wir die Füße kaum mehr heben konnten. Auf der hölzernen Brücke, die unweit des Dorfes die Salt Creek überspannte, schabten und kratzten wir die ersten Mühlräder von den Stiefeln, verschnauften einige Augenblicke und wateten darauf weiter. In weniger als zwei Minuten schleppten wir neue Lasten von Schmutz, die wir an den Fenzpfosten zur Seite der Straße abschabten. Hierbei mußte, wo zwei unter einem Schirm gingen, einer unter dem Schirm hervor, denn wir konnten nicht beide denselben Pfosten benutzen. Regenröcke hatten nur ganz wenige von uns. Die Folge war, daß wir trotz des Schirmes bald durchnäßt waren.

Was sich die Bauern wohl dabei dachten, wenn sie uns so dahinquatschen sahen! Die sausten auf ihren Wagen an uns vorüber, daß uns „Herren Studenten" die Schmutzfladen an die Kleider und um die Ohren flogen. Ganz selten hielt einmal einer der Farmer an und nahm einen der Seminaristen auf — seinen „Waschjungen" wahrscheinlich.

Dies Glück ist mir vor meinem letzten Jahr nie zuteil geworden. Dann kam's; aber ich habe es mir auch erst verdienen müssen. Zu Ende des vorletzten Jahres nämlich hatten die Bauern ein Picknick gefeiert, an dem wir Seminaristen wirklich einmal teilnehmen durften. Man hatte uns ersucht, zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen, und mir war dabei die plattdeutsche Rede zugefallen. Die hatte ich denn gehalten und sie muß wohl An-

klang gefunden haben, denn im folgenden Jahre, wenn wir wieder zur Kirche wateten, und die Farmer daherjagten, hieß es oft: „He, du plattdütscher Jung', wullt du mitföhren? Kumm herup!". Der Wagen hielt an und ich kam „herup." —Doch dies nur nebenbei. Jetzt waten wir weiter.

War auf der Landstraße absolut kein Durchkommen mehr, so krochen wir durch die Hecken und Drahtzäune in die angrenzenden Felder und wanderten im Gänsemarsch auf den Rainen dahin, oder wir schlugen uns seitwärts in den Wald, wo wir zwar nicht versanken, dafür aber, da der Wald tief lag, im Wasser waten mußten. Die muntere Unterhaltung, das Geplauder, womit wir das Seminar verlassen hatten, war verstummt; längst sagte keiner ein Wort mehr.

Bei tiefem Schnee — und wir hatten damals sehr viel und sehr tiefen Schnee; ich erinnere mich, daß wir mehr als einmal auf unserm Kirchweg auf überfrorenem Schnee über unbeschnittene Hecken hinwegmarschierten — also bei tiefem Schnee mußten wir auf der Straße bleiben und hatten dann das Vergnügen, jedesmal bis über die Knie, ja oft bis an den Leib in den Schnee zur Seite des Weges zu treten, oder uns einfach in den Schnee hineinzuwerfen, wenn ein Wagen oder Schlitten an uns vorüberfuhr; und letzteres geschah oft.

Das mußt du alles noch wissen, mein lieber alter Addisoner. Und du weißt noch mehr. Du erinnerst dich, wie auch unsere Professoren selbst, die uns so leicht und ohne viel Mühe bei solchem Wetter und bei solchen Wegen hätten Lesegottesdienst halten können und sollen, eben-

so lustig und schnell an uns schnaufenden Jungen vorüberkutschierten wie die Bauern. Sie machten sich die Schuhe nicht naß. Jeder von ihnen hatte einen der Schüler zum Stallknecht, der den Gaul anschirrte und bei der Kirche versorgte, nachher auch den Schmutz von Pferd und Wagen wieder abkratzte. Der selige Professor Häntzschel bildete eine Ausnahme. Er dachte zu nobel und war für etwas Derartiges nicht zu haben. Er watete oft genug mit uns Schülern dahin und blieb daheim, wenn's ihm gar zu toll war. Hut ab vor ihm!

Du weißt auch, daß wir zum großen Teil infolge zu mangelhafter Ernährung oder wegen schwächlicher Körperkonstitution eigentlich untüchtig waren, den schauderhaften Kirchweg zweimal an einem Vormittag zu machen. Die ganze Woche saßen wir in unsern Zimmern und hinter den Büchern; von körperlichen Uebungen war nie die Rede; und am Sonntag verlangte man Zugochsenkräfte von uns.

Du erinnerst dich auch, wie dürftig viele von uns gekleidet, wie noch miserabler viele armutshalber beschuht gewesen sind. Du weißt, wie erschöpft, durchnäßt von außen und oft — wegen der ungeheuren Anstrengung im tiefen Schnee oder Schmutz — durch und durch verschwitzt wir endlich bei der Kirche anlangten und dann zwei lange Stunden und noch länger in unsern feuchten Kleidern und nassen Stiefeln darin saßen, um darauf denselben mühseligen Heimweg anzutreten und uns, schließlich daheim angekommen, zu dem infamen, schwabbligen Kalbfleisch (immer zu jung geschlachtet) und den wehmütigen, zu Tode gekochten Kartoffeln niederzulassen.

Sag', war es ein Wunder, daß wir den ganzen Nach-

mittag und selbst abends gar nicht recht wieder zum Leben erwachen konnten und in der Abendandacht, wenn die Vormittagspredigt abkatechisiert wurde, nur wenig wußten und dann das durch solche Unwissenheit heraufbeschworene Unwetter gleichmütig, ja, halbschlafend, über uns ergehen ließen?

An alles dieses muß mein Fort Wayner Reisegefährte gedacht haben, als er mir bei meinem Einzug ins Seminar mit Grinsen erklärte, menschliche Behandlung müsse ich vergessen, wenn ich in Addison studieren wolle.

Viele Jahre später hat man in Addison doch mit jenem greulichen Kirchengehen aufgeräumt. Die Seminaristen bekamen ihren eigenen Gottesdienst im Seminar selbst und die Herren Professoren — predigten ihnen. Noch später wurde im Dörfchen sogar eine Kirche gebaut und ein Pastor berufen. Da war's natürlich anders. Wem endlich das Licht der Erkenntnis kam, daß solch strapaziöses Kirchen*gehen* doch wenig geeignet sein möchte, bei Jünglingen eine große Liebe zum Kirchen*besuch* zu erzeugen, und daß solcher Kirchenbesuch für nasse, ermattete Jungen nicht übermäßig fruchtbringend sein könne, das ist mir nicht bekannt.

Kapitel XXV.

Ein ander Ding, das ebenfalls für viele Addisoner Seminaristen oft mit großen Strapazen verbunden gewesen ist, war das Hinbringen und Wiederholen ihrer Wäsche zu und von den „Waschleuten.“ Eine Waschanstalt oder

"laundry" gab es weder im Seminar, noch auch in Kniepenburg.

Jeder Schüler wurde bald nach seinem Eintritt in die Anstalt einer Familie aus der Addisoner Gemeinde oder aus einer Nachbargemeinde zugewiesen und die weiblichen Glieder jener Familien erwiesen den Jungen die Freundlichkeit, ihnen die Wäsche zu besorgen. Daher stammen die Ausdrücke „Waschleute" und „Waschjunge."

Das Verhältnis zwischen beiden war mitunter ein recht schönes und die Schüler gingen gern zu ihren Waschleuten, um so lieber, als die guten Hausmütter den allezeit hungrigen Jungen meistens mit etwas Gutem für den Magen aufwarteten. Sonntags nahmen manche Waschleute ihre Waschjungen schon von der Kirche aus mit heim zum Essen; und sonderbar, mit jenen Jungen, die also gleichsam von des Königs Speise aßen, ging es ganz anders zu als mit den israelitischen Jünglingen im Propheten Daniel; denn sie waren stets „schöner und baß bei Leibe" als andere, die sich notgedrungen an das herkömmliche „Zugemüse" des Seminars halten mußten.

Die Wege aber zu den Waschleuten waren von demselben Kaliber wie unser Kirchweg und in vielen Fällen recht weit, oft so weit, daß die Schüler schon am Samstagnachmittag hingehen mußten und erst am Sonntag zurückkehren konnten. Manche waren tatsächlich in der Nähe der jetzigen neuen Anstalt „in Wäsche." Was für Wege die gemacht haben mögen, das wissen nur sie selbst.

Ich kann über dies Thema nicht viel mitreden, denn ich habe recht eigentlich gar keine Waschleute gehabt. Zwar sollte ich auch welche haben und wurde zu dem Zweck zu einer Familie geschickt; als ich aber dort ankam und be-

scheidentlich meine Bitte vorbrachte, schüttelte die erwachsene Tochter des Hauses, die allein zu Hause war, ihr Haupt und sagte: „Es hat all einer dorgewäsen!“ was soviel heißen sollte als man habe bereits einen Waschjungen und sei somit hinlänglich versorgt. Damit war die Sache abgetan, und da sonst kein Platz mehr offen war, blieb ich auch das ganze Jahr ohne Waschleute und mußte für Geld bei einer armen Frau drunten an der Creek waschen lassen. Als Sohn eines Pastors, der noch einen andern Sohn auf einer andern Anstalt zu versorgen hatte, konnte ich mir das ja auch leisten.

Im folgenden Jahr aber bekam ich Waschleute und zwar die allerbesten, nämlich die liebe Pastorsfamilie R. in Elk Grove. Das hatte ich meinem guten Freund H. H. H., dem ich an meinem ersten Tag in Addison den Trinkbecher glücklicherweise nicht an den weißen Kopf warf, zu verdanken.

Den herzlichen Empfang, der mir in jenem Pfarrhause zuteil wurde und das köstliche Abendessen, das die dicke, leutselige Frau Pastor auftischte, sowie das herrliche Bett, in dem ich schlafen durfte, bewahre ich in dankbarem Andenken. Dort war ich vortrefflich versorgt und gut aufgehoben — wenn ich dort war. Leider aber war ich im ganzen blos dreimal dort. Das kam daher, daß Elk Grove ungefähr d r e i z e h n Meilen vom Seminar entfernt lag.

Nur ein einziges Mal habe ich meine Wäsche hingebracht. Das war an einem wunderschönen Samstag früh im Monat November, als der Herbst sich eben anschickte, von der Erde Abschied zu nehmen. Eine Woche später setzte der Winter ein — ein entsetzlicher Winter, mit sol-

chen Massen von Schnee und Eis, wie ich sie weder vorher je gesehen hatte, noch seither jemals wieder sah. Meine Wäsche samt der Reisetasche hielt ihren Winterschlaf im Pfarrhause zu Elk Grove. Als sie und ich Wiedersehen feierten, waren wir einander fremd geworden. Weder die Reisetasche noch die Wäsche darin erinnerten sich meiner mehr, und ich mußte mich erst identifizieren, ehe sie sich herbeiließen, mit mir heimzugehen.

Dieses Wiedersehen fand statt im folgenden Mai, und wie es dabei zuging, muß ich doch auch erzählen.

„Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen“ — auf den Bermuda-Inseln nämlich, nicht in Addison; denn da saß noch der greuliche Winter auf dem Thron — wurde ich zum Vikarieren ausgesandt und brauchte daher meine Reisetasche und Wäsche. Wie sollte ich die aber bekommen? Gehen konnte ich nach Elk Grove nicht; das war jetzt noch ebenso unmöglich wie es den ganzen Winter gewesen war; denn noch lag der Schnee auf den Feldern und besonders auf den Landstraßen (zur Seite der Wagenspur) so hoch wie die Vorderräder der Wagen und war — tagsüber — eben dabei, sich langsam in Wasser aufzulösen. Die Wagenspur selber war eine lange, tiefe, schwarze Schmutzlache zwischen hohen Schneewänden. Fliegen hatte ich nicht gelernt; Luftschiffe gab's damals noch nicht — wie in aller Welt sollte ich nach Elk Grove kommen? — Ich will's kurz machen.

Eines Morgens früh, als die Schmutzlache zwischen den Schneewänden tüchtig überfroren war (bitte zu bedenken: im Mai), ging ich zu Fuße fünftehalb Meilen südöstlich nach Elmhurst, unserer Eisenbahnstation, bestieg den Zug und fuhr sechzehn Meilen ostwärts nach



Wie ich im Mai 1881 meine Wäsche holen ging.

Chicago. Von dort aus fuhr ich auf einem andern Zug zwanzig Meilen nach Nordwesten, stieg in Mount Prospect aus und wanderte darauf zu Fuße die noch übrigen zwei Meilen nach Elk Grove, wobei ich teils oben auf dem gefrorenen Schnee ging, teils bis an den Leib im stets durchbrechenden Schnee oder im tiefen Kot der Straße watete, streckenweise auch, um nicht schwimmen zu müssen, tatsächlich oben auf den Fenzen vorwärtskroch. Meine lieben Waschleute schlugen vor Staunen die Hände über dem Kopf zusammen und meinten, sie sähen einen Geist, als ich gegen Abend bei ihnen anlangte.

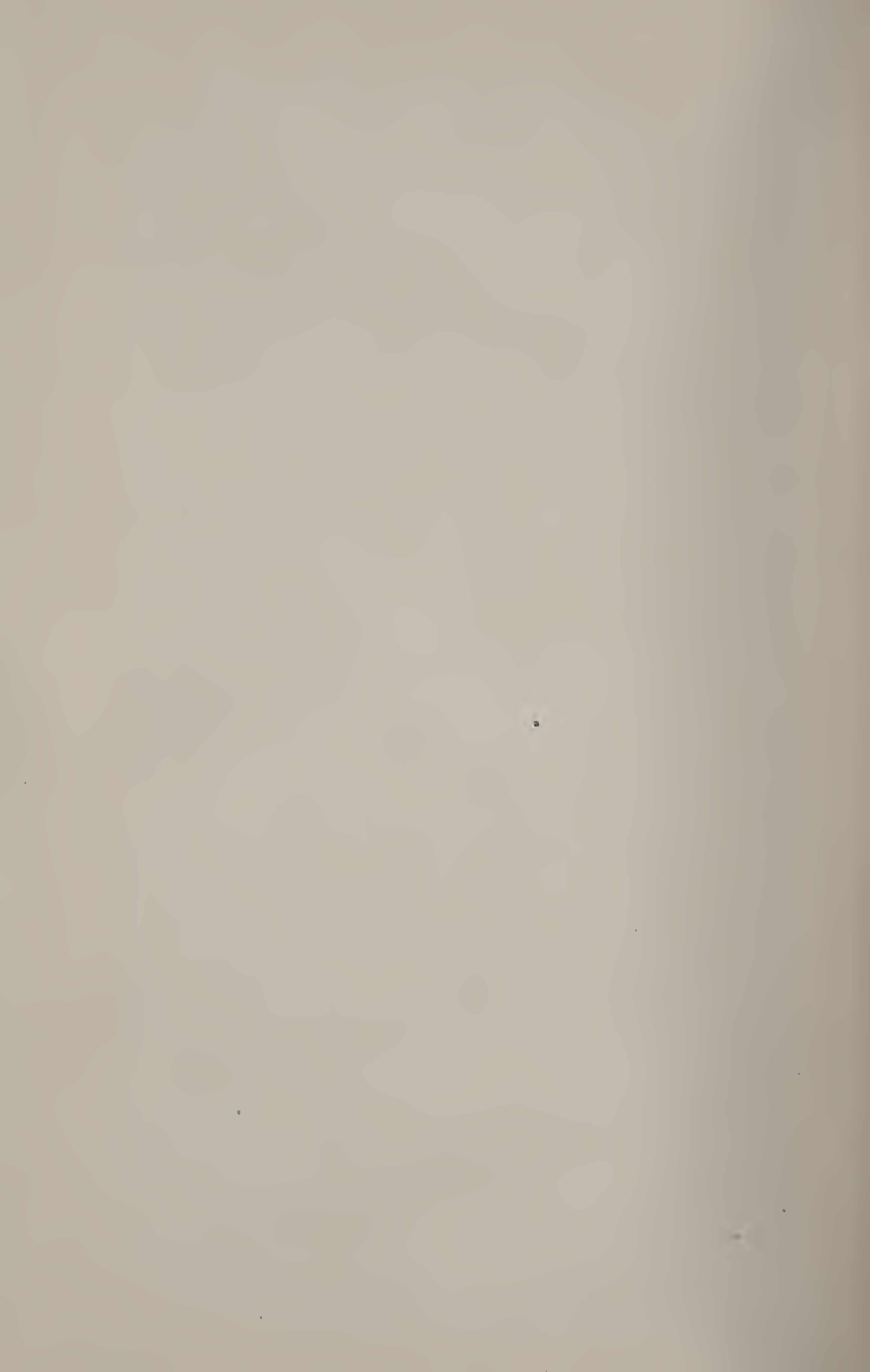
Am folgenden Morgen, als der Schmutz auf der Straße abermals fest überfroren war, machte ich mich wieder auf den Heimweg, selbstverständlich wieder über Chicago und Elmhurst. Wie ich von Elmhurst zum Seminar zurückkam, weiß ich nicht mehr. Nach Adam Riese habe ich also, um meine Wäsche wiederzubekommen, ungefähr fünfundachtzig Meilen zurückgelegt, und dabei wäre ich in Mount Prospect, weil der Kondukteur meinetwegen den Zug nicht anhalten wollte und ich deshalb absprang, um ein Haar an der Milchplatform der Station zu Tode gekommen. Gottes Engel hat sich in die acht oder zehn Zoll, die zwischen mir und der Plattform blieben, gestellt, sonst hätte ich Elk Grove nie erreicht.

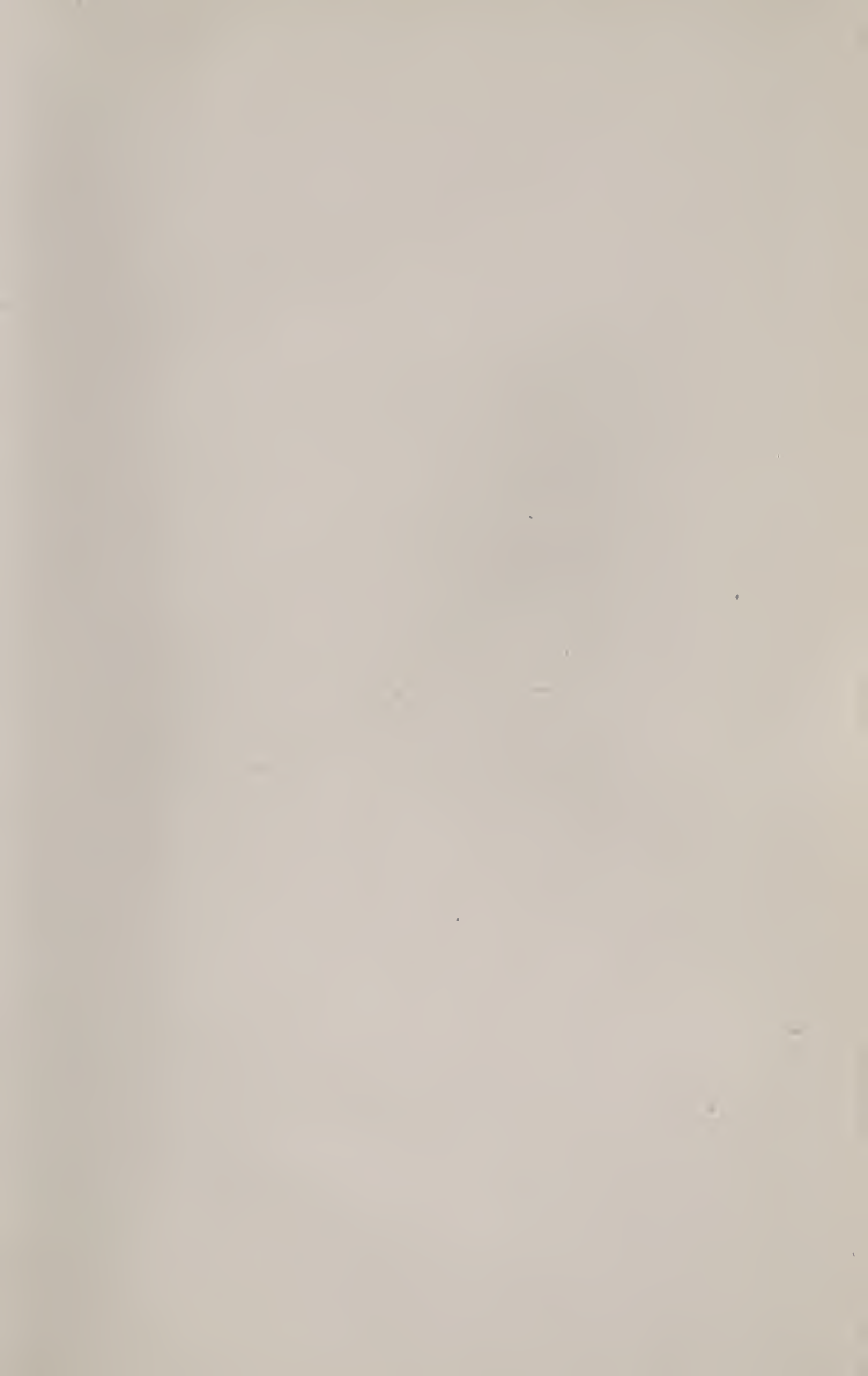
Strapazen — Strapazen! Ja, ja, die waren damals in Addison billig. Das ganze Leben der Seminaristen war eigentlich nur eine fortdauernde Strapaze.

Der liebe Gott aber, der überall im Regimente sitzt, saß auch in Addison darin, und wie er sonstwo alles, auch die Fehler der Menschenkinder, zum Besten wendet, so hat er es auch in Addison getan. In Gnaden hat er die aller-

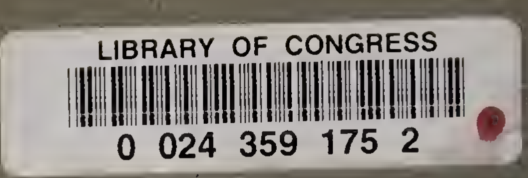
meisten von uns vor den oft drohenden Folgen jener Strapazen bewahrt. Verhältnismäßig wenige — aus meiner eigenen Klasse allerdings beinahe einunddreißig Prozent — fielen dem "strenuous life", dem sie nicht gewachsen waren, zum Opfer. Diese nahmen den, wie ich glaube, in Addison geholten Keim nachherigen Siechtums mit ins Amt und gingen in der Blüte ihres Lebens heim. Ich selber zog mir dort ein hartnäckiges Halsleiden zu, so daß man mich, nachdem ich Examen gemacht hatte, ins Land der Goldorangen und des spanischen Mooses hin-abspedierte, wo es keine Illinoiser "mud roads", keine Blizzards und keine Schneewände gab.










LIBRARY OF CONGRESS
0 024 359 175 2